








GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Baphomets böse Brut

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200




# Baphomets böse Brut

**John Sinclair Nr. 774**

***von Jason Dark***

***erschienen am 04.05.1993***

***Titelbild von Garciolo***

Sinclair Crew

# Baphomets böse Brut

Amos Levi kehrte von der Toilette zurück, nicht ahnend, daß er die höllischste und grausamste Überraschung seines inzwischen sechzigjährigen Junggesellendaseins erleben würde.

Im Lokal hatte sich nichts verändert. Es war kein Gast hinzugekommen, keiner gegangen. Die beiden Ober servierten koschere Speisen, es roch nach Hammel und Gewürzen. Wegen des schlechten Wetters hatte jemand die Vorhänge an den Fenstern zugezogen. Wahrscheinlich wollte man den Gästen den tristen Anblick ersparen.

Levi ging an seinen Platz, wo die Suppe stand. Er setzte sich. Niemand beachtete ihn. Da er jeden Tag hier sein Essen einnahm, gehörte er schon zum Inventar. Die Hälfte der Tische war besetzt.

Zumeist Männer hockten zusammen und unterhielten sich flüsternd. Natürlich ging es um Geschäfte. In der Regel um kleine, glitzernde Steine Diamanten.

Damit hatte Levi allerdings nichts zu tun.
Wie gesagt, es war alles normal.
Auch die Bewegung, mit der Levi zum Löffel griff, fiel nicht aus er Rolle. Auf dem breiten Teller befand sich zwar offiziell eine Suppe, aber der Begriff Eintopf wäre besser gewesen. Hammelfleisch, Gemüse und Kartoffeln bildeten das Trio.
Amos tunkte den Löffel ein.
In diesem Augenblick stutzte er. Sein Atem pfiff plötzlich, als er Luft holte. Seine Augen nahmen die Starre von Kugeln an. Er schluckte, er wollte es nicht glauben, alles weigerte sich, dennoch schaute er genauer hin, sogar sehr genau.
Was da zwischen zwei Stücken Fleisch und einem kantigen Kartoffelstück lag, gehörte nicht dorthin.
Es war ein abgeschnittener Finger!

***

Amos Levi saß auf seinem. Platz und rührte sich nicht. Er war zu einer Eisfigur geworden. Nur den Blick hatte er etwas gesenkt. Er stierte auf den Teller, ohne allerdings dessen normale Füllung zu sehen. Er sah nur den Finger.
Die Würgeschlinge bewegte sich lautlos auf seinen Hals zu. Sie war unsichtbar, schnitt tief in seine Haut hinein, ohne daß Blut jedoch austrat. Die Schlinge nahm ihm die Luft. Wenn der Mann einatmete, entstand ein Röcheln, und der Teller vor ihm drehte sich, als wollte er zu einer fliegenden Untertasse werden, die irgendwann in die Decke hineinraste.
Er spürte auch den Schweiß, besonders auf der Stirn.
Levi begriff nichts, er faßte nichts, er wußte nur, daß dieser Finger so verflucht echt war, obwohl er ihn bisher nicht angefaßt hatte. Er hätte ihn fast übersehen, weil sich dieser makabre Gruß der Farbe des Eintopfs anpaßte, aber daran wollte Levi nicht denken. Andere Gedankenströme zuckten durch seinen Kopf, und die beschäftigten sich mit seinem Zustand und nicht mit dem Finger.
Warum schrie ich nicht? dachte er. Warum brülle ich hier nicht herum, verdammt? Es müßte doch losgehen, ich müßte explodieren. Ich müßte durchdrehen und das Zeug verschütten!
Er tat nichts.
Er saß.
Er würgte.
Nicht laut, sondern glucksend. Dabei zischte er die Luft durch seine Nasenlöcher. Immer wieder schluckte er und hatte so das Gefühl, den Schwindel vertreiben zu können. In seinem Kopf schäumte das Blut, hinter den Augen spürte er einen gewaltigen Druck, dann hörte er sich stöhnen, spürte, daß sich sein Mund mit einer bitteren Flüssigkeit

gefüllt hatte.

Levi beugte sich vor. Er mußte das Zeug in seinem Mund einfach ausspeien. Es klatschte auf den Teller. Spritzer trafen sein Gesicht, was ihn nicht weiter kümmerte. Als er die Arme hob, da glaubte er, daß Bleigewichte an seinen Knochen hingen, so schwer waren sie plötzlich geworden. Schließlich gelang es ihm doch, die Hände auf den Tisch zu stützen, und so blieb er sitzen.

Was um ihn herum vorging, nahm der einsam in einer Ecke sitzende Gast nicht wahr, aber die beiden Ober hatten ihre Blicke überall. Sie sahen, daß ihr Stammgast Probleme hatte. Sie gaben sich gegenseitig Zeichen, und Sam, der Mann mit der Halbglatze, näherte sich dem Tisch des Amos Levi.

Er blieb neben dem Gast stehen, räusperte sich, erntete keine Reaktion. Dann sprach er Levi an. »Ist Ihnen nicht gut, Mr. Levi?«

Amos gab keine Antwort.

Der Ober wiederholte die Frage.

Schließlich schaute Levi auf. Er drehte sehr langsam den Kopf, und Sam hatte den Eindruck, in das Gesicht eines Fremden zu schauen. Es war nicht das normale. Levi sah aus, als stünde er vor einem Infarkt. Seine Stirn war mit einem Schweißfilm bedeckt. Aus dem halb geöffneten Mund drangen röchelnde Laute, das Kinn glänzte, weil noch einige Speichelfäden es zeichneten.

»Mr. Levi, bitte…«

»Da…«

Sam begriff nicht. »Soll ich vielleicht einen Arzt rufen?«

Levi schüttelte den Kopf. »Nein, nicht. Schauen Sie… sehen Sie auf den Teller.«

Der Ober senkte den Kopf. Zunächst fiel ihm nichts auf. Er mußte sich schon vorbeugen. Dabei holte er die Brille aus der Brusttasche des weißen Hemds. Er setzte sie auf, sah jetzt klarer - und verlor seine Gesichtsfarbe. Aschfahl und zitternd stand er neben dem sitzenden Gast, hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, denn der sauber abgetrennte Finger war nicht mehr zu übersehen.

Sogar der Nagel fiel ihm auf; er war von einer dünnen Schicht bedeckt, die wie Perlmutt schimmerte.

»Es ist… es ist…«

»Sagen Sie nichts, Sam. Nehmen Sie den verdammten Teller und schaffen Sie ihn weg!« Levi schlug die Hände vor sein Gesicht. »Los, nehmen Sie ihn schon. Ich kann ihn nicht mehr sehen. Es ist furchtbar, verflucht! Schaffen Sie ihn weg.« Seine Worte endeten in einem undeutlichen Gemurmel.

Sam mußte sich überwinden. Er konnte nicht mehr hinschauen, legte ein Serviertuch über den Teller und trug ihn weg.

Levi schaute ihm nicht nach, wie er ging. Der Mann stakste durch das

Lokal. Er ging wie eine Marionette, den Atem stieß er nur durch die Nase aus, und sein Kollege schaute ihm so lange verwundert hinterher, bis Sam durch die Tür gegangen war, hinter der die Küche des Restaurants lag.

Der Gast aber saß einsam in der Nische und nahm langsam die Hände vom Gesicht. Er legte die Arme auf den Tisch, schaute aus glasigen Augen ins Leere, und sein Mund zitterte.

So blieb er sitzen. Bewegungslos. In seinem Hirn überschlugen sich die Gedanken, und formierten sich zu einem Resultat, an das er selbst kaum glauben wollte.

Es mußte so sein. Es gab keine andere Lösung. Das hier war der bisherige Höhepunkt.

Er dachte an die Warnungen, die ihn direkt oder indirekt erreicht hatten. Er wußte ja, daß er einen Fehler begangen hatte. Er war nicht mehr rückgängig zu machen, letztendlich war seine Geldgier größer gewesen, denn für das Stück hatte man ihm fast einhunderttausend Dollar geboten. Und da hatte er das, außergewöhnliche Möbel abgegeben.

Ein Fehler?

»Ja, bestimmt.«

Wessen Finger hatte da im Essen gelegen? Wer, zum Henker, hatte ihn dort reingelegt? Es würde noch mehr Fragen geben, und er erhoffte sich auch Antworten.

Schritte rissen ihn aus seinen Gedanken. Buchmann erschien an seinem Tisch. Der Mann war der Besitzer des Lokals, auch schon älter. Er trug einen schwarzen Anzug und hatte sein Haar ebenfalls pechschwarz eingefärbt.

»Darf ich mich setzen.«

»Sicher.«

Buchmann rückte den Stuhl zurecht, nahm Platz und winkte den zweiten Ober herbei, der zwei kleine mit einem Kräuterschnaps gefüllte Gläser auf den Tisch stellte und sich rasch wieder zurückzog.

»Trinken Sie«, sagte Buchmann.

»Warum?«

»Es wird Ihnen guttun!«

Er lachte. »Nichts tut mir gut, gar nichts.« Levi schaute sein Gegenüber nicht an. »Oder haben Sie nicht gesehen, was in Ihrer verdammten Suppe gelegen hat?«

»Doch, das habe ich.«

»Dann wissen Sie ja, wie mir…«

»Trinken Sie trotzdem. Es ist ein Kräuterlikör. Ich verkaufe ihn hier nicht, aber bei bestimmten Anlässen muß man ihn einfach trinken. Heute ist so ein Anlaß, Sie verstehen?«

Amos Levi sagte nichts. Zumindest hatte ihn Buchmann halb

überzeugt, denn er streckte die Hand aus und umklammerte das kleine Glas mit zwei Fingern. Er setzte es an, eine ruckartige Bewegung folgte, dann war das Zeug in seinem Mund verschwunden, und das Glas war leer.

Er stöhnte auf.

Auch Buchmann hatte getrunken. Noch vor Levi stellte er das Glas wieder zurück. »Es… es tut mir verdammt leid, das will ich Ihnen ehrlich sagen. Ich habe auch nicht gewußt, wie so etwas geschehen konnte, aber damit müssen wir uns nun mal abfinden.«

Levi schwieg. Vor seinem geistigen Auge verschwand das leere Glas. An dessen Stelle tauchte der Teller wieder auf, und abermals sah er nur den Finger. Er mußte würgen, Buchmann hörte es, er wollte einen frischen Schnaps besorgen, aber Amos lehnte ab. »Danke, nicht mehr.« Dann fragte er:

»Was haben Sie mit dem Finger gemacht.«

»Er ist weg!«

»Wo?«

Buchmann bekam einen roten Kopf. Die Antwort gab er nur flüsternd. »Wir haben ihn in die Toilette geworfen und fortgespült.«

Levi schluckte wieder. Er wollte etwas sagen, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. In die Toilette, dachte er. Verdammt noch mal, das darf doch nicht wahr sein! Was soll der Mist? Warum in die Toilette? Er konnte an nichts anderes mehr denken, es war wie ein Witz.

»Wir… wir haben an nichts anderes gedacht«, sagte Buchmann. Er rang nach Worten, wollte die Zusammenhänge erklären. »Wissen Sie, das ist alles so komisch, so un…«

»Komisch?«

Buchmann verzog das Gesicht. »Ich weiß, daß es der falsche Ausdruck ist. Es ist komisch und ungewöhnlich. Es ist schlimm, grauenhaft und makaber…«

Levi nickte in Buchmanns Worte hinein. »Und gibt es eine Erklärung für diese Schweinerei?«

»Nein!«

»Denken Sie nach.«

»Überhaupt keine.«

Levi wischte Schweiß von seiner Stirn. Er nahm dazu die weiße Serviette. »Es muß jemand den Finger in den Eintopf gelegt haben. Der ist doch nicht vom Himmel gefallen!«

»Das stimmt.«

»Und was haben Sie für eine Erklärung, Mr. Buchmann?«

»Keine.«

»Auch keine Vermutung?«

»Nein!« Er seufzte. »Deshalb will ich ja mit Ihnen reden. Ich bin davon überzeugt, daß jemand den Finger in ihre Suppe gelegt hat.

Aber wer könnte das getan haben?«

Amos Levi wühlte sein dichtes, weißgraues Haar zurück. Dieselbe Farbe hatte auch der buschige Oberlippenbart. »Ich weiß es nicht. Ich bin nur kurz zur Toilette gegangen. Als ich zurückkam, fand ich den Finger. Also muß zwischendurch jemand an meinen Tisch gegangen sein und ihn in den Eintopf gelegt haben.«

Buchmann sah gequält aus, als er sprach. »Das könnte so gewesen sein, sicher. Aber ich kann es mir beim besten Willen nicht vorstellen. Da… da bin ich überfragt. Ich habe auch mit dem Personal gesprochen. Niemand hat oder will etwas gesehen haben. Es ist alles ein furchtbares und makabres Mißverständnis gewesen.«

»Wie Sie meinen, nur bleibt es leider eine Tatsache. Sie hätten die Polizei holen sollen, Mr. Buchmann.«

Der Gastwirt kriegte einen roten Kopf. Er senkte den Blick, er war verlegen geworden. »Ja, das hätte ich machen können, aber ich wollte es nicht, verdammt.«

»Warum nicht?«

»Was hätte es gebracht? Viele Fragen, aber keine Antworten, glauben Sie mir.«

»Es war Ihnen unangenehm, nicht recht. Sie wollten die Leute nicht in Ihrem Lokal haben. Der Skandal wäre zu groß gewesen. Die Kundschaft wäre ausgeblieben…«

»Nein, so dürfen Sie das nicht sehen, Mr. Levi.«

»Doch, so sehe ich es. Ich war hier jahrelang Stammgast…«

»Sie waren?«

Amos schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ja, Sie haben richtig gehört. Ich war Stammgast, denn von nun an werde ich es nicht mehr sein. Die Zeiten sind vorbei, endgültig. Wer weiß, was ich noch alles in meinem Essen finden werde. Einen Zeh, ein Auge, ein Ohr oder…«

»Hören Sie doch auf!« Buchmann war nervös geworden, weil der Gast zu laut gesprochen hatte.

Andere Gäste sollten auf keinen Fall mitbekommen, was an diesem Tisch geredet wurde.

Amos schwieg tatsächlich. »Ja, ich höre auf, und ich werde mir ein anderes Lokal suchen.« Er erhob sich, Buchmann zunickend.

Der wiederum dachte an sein Geschäft. Er hatte sich ebenfalls erhoben. »Meine Güte, Mr. Levi, das können Sie doch nicht machen.«

»Was kann ich nicht? Ich bin ein freier Mensch! Was meinen Sie, wie Sie reagiert hätten, wenn man Ihnen einen abgeschnittenen Finger in das Essen gelegt hätte?«

Er nickte. »Ja, ja, da haben Sie schon recht.« Buchmann dachte immer an sein Geschäft. Er stellte sich vor, was die Leute sagen würden, wenn sich etwas herumsprach. Da konnte er seinen Laden

dicht machen, dann war alles vorbei. Er mußte seinen Gast davon überzeugen, daß er den schrecklichen Vorfall für sich behielt. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Mr. Levi.«

»Ach ja? Welchen denn?« Schon an der Garderobe stehend drehte er sich um.

»Sie können ab heute bei mir frei essen und trinken.«

Levi nahm seinen Schal und legte ihn um den Hals. »Was Sie nicht sagen, Mr. Buchmann. Glauben Sie denn, daß ich darauf noch erpicht bin? Daß es mir darauf ankommt?«

Buchmann, in die Defensive gedrängt, rang die Hände. »Was wollen Sie denn? Eine Entschädigung?«

»Ich habe selbst Geld.«

»Was dann?«

»Nichts mehr, gar nichts. So etwas kann man nicht wieder gutmachen, das müssen Sie sich sagen lassen. Ich werde alles andere ablehnen, denn ich habe mich entschlossen, Ihr Lokal nicht mehr zu betreten.« Den braunen Mantel hatte er sich bereits umgehängt und griff zum Hut. »Das ist es dann gewesen, Mr. Buchmann.« Er drehte sich scharf um und ging.

Buchmann schaute ihm nach. Er fluchte in sich hinein, dann drehte er scharf ab und ging in die Küche. Er mußte jetzt etwas trinken. Cognac war genau das, was ihm auf die Sprünge half und dafür sorgen würde, daß es ihm wieder besserging.

***

Amos Levi hatte das Lokal verlassen. Er stand vor der Tür, den Kragen des Mantels hochgestellt.

Ein kalter Oktoberwind pfiff durch die Straßen Manhattans.

Der Mann stand noch immer unter Schock. Unzählige Gedanken rasten durch seinen Kopf. Nur fiel es ihm schwer, sie zu ordnen. Er mußte nachdenken, überlegen, er mußte sich etwas ausdenken, sonst kam er nicht mehr zurecht.

Er dachte über bestimmte Dinge nach und sagte sich, daß dieser letzte Vorfall der Höhepunkt gewesen war. Da gehörte einiges zusammen. Die Erlebnisse der letzten Zeit waren für ihn einfach zu prägnant gewesen. Eines kam da zum anderen, und er brauchte die Dinge einfach nur zu addieren, um Bilanz ziehen zu können.

Es war ja nicht das erste Mal, daß ihm etwas derartig Schreckliches passierte. Zwar hatten sich die Vorfälle gesteigert, aber die tote Ratte, an die Türwand genagelt, hätte ihn eigentlich warnen müssen. Hinzu kamen die anderen Dinge. Das Wissen, verfolgt zu werden. Daß jemand in der Nähe lauerte, den er nicht sah, so daß er bereits gezwungen war, von unsichtbaren Wesen zu sprechen.

Geister, die ihn bedrohten…

Er schluckte, denn plötzlich hatte er das Gefühl, daß sie sich in seiner unmittelbaren Nähe aufhielten. Als hätte er sie mit seinen Gedanken zu sich herangeholt.

Levi blieb stehen. Nicht weit entfernt warf eine Laterne pudriges Licht in die Finsternis. Es erreichte auch die Wände eines alten Hauses und gab ihm einen matten Glanz. Das Lokal lag in einer Seitenstraße des Judenviertels, abseits vom großen Verkehr. Zahlreiche Wagen parkten dicht hintereinander, und über den Häusern zeichnete sich der Himmel ab.

Kein Mensch ließ sich sonst blicken. Keine Stimmen, nur das Brausen des Verkehrs aus einer der anderen Straßen, das wellenartig zu Levi herüberschwappte.

Warum dieses Gefühl? Warum glaubte er, verfolgt zu werden? Da stimmte etwas nicht. Er schaute sich um. Hinter ihm fiel schwach das Licht aus den Fenstern des Lokals. Die Scheiben waren nicht völlig durch die Vorhänge abgedeckt. An den Seiten gab es noch genügend Platz, wo das Licht durchsickern konnte.

Er sah keine Geister. Er entdeckte keine Gestalten, niemand wartete auf ihn, dennoch war die Bedrohung vorhanden. Warum denn? Lag es nur an dem verdammten Finger im Essen?

Das wiederum wollte Levi nicht glauben, denn so etwas erlebte er nicht zum erstenmal. Er ging davon aus, daß es jemand auf ihn abgesehen hatte, und das seit einem bestimmten Zeitpunkt. Er hätte eben den verdammten Knochensessel nicht verkaufen sollen.

Das hatte ihm jemand übelgenommen, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wer dahinter steckte.

Er ging weiter. Mit langsamen Schritten und sich dabei im Schatten der Hauswand haltend. Der Wind fegte in sein Gesicht. Neben der Laterne blieb er stehen und schaute in das Licht hinein, als wären böse Geister dabei, durch den Schein zu treiben.

Er sah sie nicht. »Ich bin verrückt!« flüsterte er. »Ich bilde mir etwas ein. Das kann alles gar nicht stimmen. Ich werde alt, ich muß versuchen, mich auf die Realitäten zu konzentrieren und meine Träume zu vergessen. Das kann einfach nicht so weitergehen…«

Er sprach immer öfter mit sich selbst, und die blanke Angst steckte wie ein unsichtbares Messer in seiner Brust. Immer wieder rannen Schauer über seinen Rücken, war die kalte Furcht vorhanden und klammerte sich wie Schleim an ihm fest.

Levi wohnte nicht weit entfernt. Er brauchte nur um die Ecke zu gehen, um die Straße zu erreichen, in der sein Laden lag und in den hinteren Räumen auch seine Wohnung. Sie befand sich schon in einem Anbau. Levi wohnte und arbeitete allein. In gewisser Weise war er menschenscheu, ein Eigenbrötler, der gut mit sich selbst zurechtkam.

Vor seinem Geschäft blieb er stehen. Es brannte kein Licht hinter

dem Schaufenster. Auch auf die Außenbeleuchtung hatte er verzichtet. Ein starkes Außengitter schützte die Scheibe. Levi trat dicht an das Metall heran, schaute durch eine der zahlreichen Lücken in das Fenster hinein und sah, daß dort einiges ausgestellt war. Die alten Lampen, eine kleine Kommode, ein Regal mit Büchern, die ebenfalls mehr als fünfzig Jahre alt waren, Töpfe und Pfannen aus Metall, ein Bild mit schwarzem Rahmen.

Niemand war zu sehen.

Oder doch?

Levi zwinkerte plötzlich. Er glaubte, etwas huschen gesehen zu haben. Es konnte eine Täuschung gewesen sein, da spielten ihm die überreizten Nerven einen Streich. Ihm war es so vorgekommen, als wäre ein blasser Schemen, eine Wolke oder ein Nebelstreifen blitzschnell über all die ausgestellten Gegenstände hinweggehuscht.

Er rieb seine Augen, schaute noch einmal genauer hin und mußte feststellen, daß sich nichts bewegte.

Einbildung, dachte er. Das alles ist nur eine verdammte Einbildung gewesen. Dennoch blieb er unruhig, als er seine Hand in die rechte Tasche gleiten ließ, in der der Schlüssel steckte. Die verstärkte Tür ließ sich sehr schwerfällig nur nach innen drücken, sie war auch durch ein Spezialschloß gut gesichert und hatte sogar einem Einbruch widerstanden.

Levi betrat den düsteren Flur. Schatten nahmen ihn auf, schluckten ihn, umgaben seinen Körper wie ein zweiter Mantel. Er blieb im Flur stehen und lauschte.

Nichts war zu hören. Die tiefe Stille lastete auf ihm. Auch der Geruch war normal. Es roch immer nach Farbe, Leim und Lack, denn Levi betrieb gleichzeitig eine kleine Werkstatt, wo er mit Hilfe eines jungen Mannes alte Möbelstücke restaurierte. Der Mann war nicht bei ihm angestellt, er kam nur, wenn er gerufen wurde.

Der Eingang zum Laden lag auf der rechten Seite. Levi machte kein Licht, auch im Dunkeln kannte er sich aus. Zielsicher schloß er die Ladentür auf. Die alte Glocke bimmelte nicht, er hatte sie abgestellt.

Der Händler betrat sein Reich. Er schloß die Tür wieder zu, und plötzlich kam ihm der eigene Laden vor wie ein unheimliches Kabinett. All die ausgestellten Dinge schienen ein Eigenleben zu führen.

Sie waren zu fremden, verformten Gestalten geworden, die aus der Tiefe eines unheimlichen Geisterreichs stammten. Sie bildeten andere Formen, Schatten, beinahe schon wie Ungeheuer, die nur darauf gewartet hatten, daß er sein Geschäft endlich betrat.

Links stand die Theke mit der Kasse. In der Nacht war sie immer offen und vor allen Dingen leer.

Die Tür zu den hinteren Räumen lag hinter einem Vorhang versteckt.

Der Mann schob ihn zur Seite. Er blieb vor der Tür stehen und hatte plötzlich Furcht davor, sie zu öffnen. Eine Gänsehaut rann kalt über seinen Rücken. Weshalb das Fleisch an den Wangen zuckte, wußte er auch nicht. Jedenfalls fror er plötzlich, aber der Kälteschauer kam nicht von außen, seine Ursachen waren andere.

Wurde er erwartet?

Levi zitterte plötzlich. Es mußte ja eine Person geben, die ihm den Finger in das Essen gelegt hatte.

Wer immer sie auch sein mochte, sie konnte sich lautlos bewegen, und es würde ihr auch keine Schwierigkeiten bereiten, in das Haus so einzudringen, daß er es nicht merkte.

Levi wollte verschwinden, schalt sich dann einen Narren, überhaupt an so etwas gedacht zu haben, und öffnete die Tür zu seinem Büro. Um in die Werkstatt und die Wohnung zu gelangen, mußte man den Raum durchqueren. Er hatte zwei Türen. Die auf der rechten Seite führte in die Werkstatt, die auf der linken zu seinen Privaträumen. Er ging durch keine der beiden, sondern blieb zunächst in der Dunkelheit stehen.

Durch Fenster sickerte kaum Licht. Sie hoben sich nur schwach als viereckige Ausschnitte ab.

Graue, wie gezeichnet wirkende Schatten in der ansonsten düsteren Wand.

Der Lichtschalter leuchtete als grüner Punkt. Levi drückte den Hebel nach unten, und unter der Decke erhellte sich zuckend der helle Lampenring einer Leuchtstoffröhre. Das Licht war viel zu grell.

Der Mann zwinkerte mit den Augen. Er ging zu seinem Schreibtisch, schaltete dort die Lampe ein und löschte das andere Licht.

Jetzt gefiel es ihm besser. Er nahm hinter dem Schreibtisch Platz, wo der weiche Lichtschein nicht allein auf die dort liegenden Gegenstände fiel - es waren ein alter Dolch, ein brüchiges Pergament, eine Figur aus Südamerika und zwei angeblich alte Tongefäße -, sondern auch ihn erreichte und ihn selbst aussehen ließ wie ein antiquiertes Teil. Die Heizung brachte zuviel Wärme. Levi zog seinen Mantel aus, sogar das Jackett, nahm auch den Schal ab und ließ den Hut folgen. Das alles legte er neben dem Stuhl zu Boden.

Ruhig blieb er sitzen und sank in die Stille hinein wie ein Taucher in das tiefe Wasser. Er hatte einfach das Gefühl, wegzuschweben, nichts mehr hören und sehen zu können. Da waren plötzlich Arme, die ihn umgriffen und hineinziehen wollten in eine andere Welt, die jenseits der Wirklichkeit lag. Schatten verdichteten sich, das Licht der Lampe nahm einen trüben Schein an, als wäre etwas in ihn hineingeglitten.

Levi nahm es nicht wahr. Es war ihm auch kaum aufgefallen, daß er einen Bleistift in seiner rechten Hand hielt und sogar die randlose Brille aufgesetzt hatte.

Die Realität hatte ihn verlassen. Er befand sich in einer seltsamen Welt, er dachte an tiefe Träume.

Er rechnete damit, irgendwann aufzuwachen, und selbst seine Gedanken schienen von einem starken Magneten aus dem Kopf hervorgezogen zu werden.

Es war alles sehr ungewöhnlich, so fremd, so anders und auch unheimlich.

War er noch allein?

Levi hörte sich selbst atmen, und er vernahm auch die anderen Geräusche, die zwischen seinen Atemzügen zu hören waren. Ein leises Zischen, das sich anhörte, als würde es aus einer defekten Gasleitung strömen. Zuerst überhörte der Händler das Geräusch, er rechnete auch mit einer Täuschung, bis er selbst den Atem anhielt und feststellen mußte, daß es nicht verschwand.

Er bekam einen trockenen Hals.

Da war jemand.

Das Geräusch drang nicht einfach aus dem Nichts. Hier mußte jemand lauern.

Sein Rücken spannte sich. Die Angst flutete zurück. Sie überschwemmte ihn wellenartig. In seinem Magen zog sich etwas zusammen und bildete einen harten Klumpen. Hinter den Schläfen pochte das Blut. Kleine Hämmer arbeiteten in seinem Kopf, um ihn zu foltern. Levi wußte nicht, ob er sich die Dinge einbildete oder ob sie tatsächlich geschahen. Es konnte auch eine böse Erinnerung sein.

Dann traf ihn der Hauch.

Er berührte seinen Nacken, als stünde dicht hinter ihm ein Eiswesen, das noch einmal ausatmen mußte. Wieder zog sich die Haut im Nacken enger zusammen. Das hier war keine Täuschung, das erlebte er echt. Er war nicht mehr allein.

Und er hörte ein Geräusch.

Es war zunächst nicht zu identifizieren. Es konnte ein Schleifen, aber auch ein Kratzen sein, und es war so verflucht nahe. Er hätte sich jetzt umdrehen und nachschauen müssen, dazu fand er nicht den Mut, statt dessen blieb er sitzen, voll innerer Spannung, und lauschte dem Klopfen seines Herzschlags.

Wer war da gekommen?

Wieder erwischte ihn der Hauch. Diesmal allerdings von zwei Seiten, und er empfand ihn als einen eisigen Totengruß aus irgendeiner Gruft.

Jetzt mußt du dich umdrehen! Jetzt mußt du dich überwinden! Nur dann hast du eine Chance!

Levi dachte wieder normal. Er kam sich jetzt vor, als hätte er die andere Welt verlassen und wäre wieder hineingestiegen in die Realität. Er holte noch einmal tief Luft. Selbst die schmeckte anders.

Nicht mehr so staubig wie sonst, mehr verbrannt und - eben anders.

Auf dem Stuhl drehte er sich herum. Und dann sah er das abermals Unvorstellbare.

Vor ihm standen zwei Gestalten, die aussahen wie die Boten aus der tiefsten Hölle…

***

Waren sie echt? Waren sie nurmehr Figuren, die jemand hingestellt hatte?

Er wußte es nicht, er konnte es nicht fassen, er war wie am Boden zerstört. Dieser verfluchte Alptraum nahm kein Ende, und ein weiterer Angstschub überfiel ihn wie ein schleichendes Gift.

Das Grauen hatte Gestalt angenommen, und die Hölle hatte sich ihm offenbart.

Links von ihm stand eine nackte Frau. Sie kam ihm vor wie ein Wesen, das nach langer Zeit sein Grab verlassen hatte, um jemandem einen Besuch abzustatten, der schon lange versprochen worden war.

Ihr Körper war düster und trotzdem farbig. Genaue Details konnte Levi nicht ausmachen, die Haut schimmerte in allen Blautönen. Violett leuchtete ihr Gesicht unter der gewaltigen Frisur. Wie die Strahlen einer Sonne umstanden die Haare den Kopf. Er sah keine Lippen, obwohl welche vorhanden waren, nur hoben sie sich nicht von diesem unheimlichen Gesicht ab, dessen Glätte ihn schaudern ließ. Die Augen blitzten ihn an. Sie strahlten in einem kalten Knallgelb, als wäre dieser Person ein unheimliches Leben eingehaucht worden. Sie hatte den Körper etwas nach rechts gedreht und den rechten Arm in die entgegengesetzte Richtung gestreckt, wobei ihr rechter Zeigefinger ausgestreckt in eine bestimmte Richtung wies, als wollte sie dem Mann etwas andeuten.

Die Person war nicht allein gekommen. Neben ihr stand ein Untier. Eine männliche Gestalt, die den Händler an einen Folterknecht aus vergangenen Zeiten erinnerte. Das Gesicht war ebenfalls totenbleich, als hätte es der Schein einer Laterne angeleuchtet. Umrahmt wurde es von glatten Haaren, die wie ein schwarzer Vorhang die bleiche Masse umrahmten. Sie waren so dunkel und starr wie die Augen.

Das alles hätte ihn an dem Gesicht nicht einmal so stark abgestoßen, wenn da nicht etwas gewesen wäre, für das er keine Erklärung hatte. Mitten in der Stirn zeichnete sich die Wunde oder ein Loch ab. Es war mit Blut gefüllt, und das Blut hatte es geschafft, aus der Wunde zu rinnen und einen roten, fingerdicken Streifen zu hinterlassen, der seinen Weg bis zur Nasenspitze gefunden hatte und dort versickert war. Die Lippen hatte er nicht mehr erreicht.

Diese Tatsache entsetzte ihn ebenso wie eine zweite. Die männliche Gestalt war bewaffnet. Was sie mit der rechten Hand umklammerte, war ein gewaltiges Beil. Levi konnte sich vorstellen, daß mit dieser

Axt schon zahlreiche Köpfe abgeschlagen worden waren. Das Metall sah dunkel aus. Es schimmerte wie ein grauer Schatten. Eingetrocknete Blutreste waren darauf allerdings nicht zu erkennen.

Amos Levi wußte nicht, was der Besuch zu bedeuten hatte. Er wußte überhaupt nichts mehr. Diese Gestalten schienen vom Teufel geschickt worden zu sein. Sicherlich wollten sie etwas von ihm.

Grundlos waren sie nicht zu ihm gekommen.

Noch bewegten sie sich nicht. Sie standen da und glotzten. Levi hoffte, daß sie sich vielleicht in Rauch auflösen und verschwinden würden, aber das taten sie auch nicht.

Sie blieben stehen.

Sie atmeten nicht!

Erst jetzt fiel ihm auf, wie stumm sie waren. Kein Luftzug drang aus ihren Mäulern. Sie atmeten nicht, aber trotzdem lebten sie, und das war eben das Schreckliche.

Für den Trödler wurden Alpträume zu einer furchtbaren Wirklichkeit. So etwas wie diese beiden Personen durfte es einfach nicht geben. Das waren Gestalten aus schlimmen Filmen, da hatte sich jemand einen Scherz mit ihm erlaubt. Er dachte an so manche Special Effects, die er hin und wieder in Filmen sah, wenn er vor der Glotze hockte. Interessiert hatte er sich dafür nicht, jetzt aber hatte er einfach das Gefühl, daß einige dieser Figuren in sein Haus eingedrungen waren und irgendwie ferngesteuert wurden. Normalerweise gab es sie nicht.

Normalerweise fand man auch keinen Finger im Eintopf!

Ihm wurde wieder übel, als er daran dachte. Da kochte etwas in ihm hoch, und wieder hatte er das Gefühl, bitteren Schleim oder Galle zu trinken.

Plötzlich stand Levi auf.

Dabei erschrak er selbst über seinen eigenen Mut. Vor einigen Sekunden noch hätte er dies nicht für möglich gehalten, nun aber stand er vor seinem Stuhl und spürte dicht unterhalb der Kniekehlen noch den Druck der Sitzfläche.

Sie taten nichts. Sie ließen ihn einfach auf sich zukommen, und er nahm den Weg mit zitternden Knien. Schweiß rann über sein Gesicht, das Herz schlug noch immer wie wild, der Druck wollte einfach nicht abnehmen, trotzdem ging Levi weiter.

War die Angst verflogen?

Levi dachte nicht mehr daran. Vor der schrecklichen Frau blieb er stehen.

Seine Blicke bohrten sich in ihr Gesicht. Er sah das Gelb in ihren Augen, ein Licht aus den tiefsten Tiefen einer unheimlichen und grauenvollen Welt.

Ein Zucken durchrann die Gestalt. Levi sah es an wie ein

roboterhaftes Signal. Tatsächlich, der Arm bewegte sich. Er glitt langsam nach unten.

Zum Teufel, so bewegte sich kein Roboter. Wenigstens keiner, den er kannte.

Der Arm sank langsam tiefer, die Haltung veränderte die Person nicht. Schließlich stand sie da, und ihre Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers herab.

War das alles gewesen?

Wieder überkam Levi ein gewisser Anfall von Wagemut. Auf einmal war er es, der sich bewegte und seinen rechten Arm anhob. Er faßte zuerst mit zwei, dann mit mehreren Fingern zu, und er drückte sie gegen den Körper der nackten Frauengestalt. Dabei traute er sich nicht, die Brüste zu betasten, er beließ es bei den Hüften und den Schultern und spürte, daß dieses Fleisch sogar weich war.

Auf keinen Fall starr, sondern weich und auch kühl.

Er schüttelte sich. Eine Gänsehaut rann über seinen Rücken. Die Hand glitt höher, sie erreichte das Gesicht. Er wurde mutiger und kniff der Person in die Wangen.

Auch hier gaben Haut und Fleisch nach. So wie bei einem normalen Menschen.

Lebte sie? War sie tot? Oder schwebte sie in einem Zustand zwischen Leben und Tod?

Er konnte es nicht genau sagen, es war alles wieder so anders geworden, und er dachte daran, daß er sich um die zweite Person oder um das andere Wesen kümmern mußte.

Levi ging hin.

Als die geschwungene Klinge des Beils dicht vor seinem Gesicht erschien, drehte er den Kopf weg.

Er glitt so nahe daran vorbei, daß die scharfe und glänzende Klinge ihn beinahe rasiert hätte. Dann sah er, daß das obere Ende des Griffs mit einer Lanzenspitze versehen war, an der dunklere Reste klebten.

Auch die männliche Gestalt hatte nichts gesagt. Im Gegensatz zu der weiblichen war sie bekleidet.

Der Körper wurde von einem dunklen Mantel bedeckt, der mehr einem Umhang glich und bis zu den Füßen reichte. Sie waren nicht zu sehen, weil sie in der Dunkelheit versickerten.

Auch diese Person rührte sich nicht. Sie schien nur darauf zu warten, daß Levi sie betastete. Seltsamerweise mußte er sich nicht einmal überwinden. Wieder brachte er seinen Arm so hoch, daß er mit der Hand das Gesicht erreichte, hütete sich allerdings davor, dem eingetrockneten Blut zu nahe zu kommen.

Er betastete die Haut. Sie war wie weicher Pudding. Dabei hielt er den Blick auf die Augen der Gestalt gerichtet, in denen sich nichts veränderte. Die Starre blieb in ihnen, sie war wie Eis, das sich einmal

festgefressen hatte.
Kalte Haut - kaltes Fleisch. Ein Wesen wie aus dem Grab. Widerlich und grauenhaft. Totes Fleisch, möglicherweise von Maden zerfressen und von Würmern durchdrungen.
Daran dachte Levi mehr als einmal, und mußte seltsamerweise zugeben, daß es ihm nicht viel ausmachte. Nicht, daß er sich daran gewöhnt hätte, aber die Angst war weg.
Er wollte wieder zurücktreten, als sich die düstere Gestalt mit dem bleichen Totengesicht bewegte.
Sie hob den linken Arm und brachte ihn zwischen sich und den Trödler.
Er sah die Hand.
Und er sah, daß dort der Zeigefinger fehlte. Er war mit einem glatten Schnitt von der Hand getrennt worden, doch kein Blut sickerte aus der Wunde. Auf und um den Stumpf hatte sich eine krustige Schicht gebildet. Levi konnte nichts sagen, doch die Erinnerungen erwischten ihn wie ein gewaltiger Sturmwind. Jetzt war ihm klargeworden, woher der Finger stammte, nur wußte er noch immer nicht, wie er in seinen Eintopf gelangt war. Hatte ihn diese Gestalt besucht?
Wenn ja, dann hätte sie jemand auffallen müssen. Den Gästen, den beiden Obern oder auch dem Besitzer. Die hatten angeblich nichts gesehen. Levi wußte nicht, was er machen sollte. Für ihn war es am besten, wenn er sich setzte. Er ging zwei, drei Schritte zurück, bis er seinen Stuhl erreichte.
Vorsichtig ließ er sich darauf nieder.
Dann wartete er.
In den folgenden Sekunden geschah nichts, bis die nackte Frau durch ihre hochstehenden Haare strich und dabei ein Knistern produzierte, als würden Funken durch die Glut wischen. Es war so etwas wie ein Zeichen oder Startschuß, allerdings nicht für sie, sondern für den männlichen Begleiter.
Er kam auf Levi zu.
Der Händler bewegte sich nicht. Die Angst kehrte zurück. Bei jedem Schritt kratzte das Ende des Lanzenschafts über den Boden. Wahrscheinlich hatte er genau das Geräusch gehört.
Die Gestalt blieb stehen.
Das bleiche Gesicht senkte sich dem Antiquitätenhändler entgegen. Der Mund zuckte. Lippen verzogen sich, und eine faulige Atemwolke wehte ihm entgegen.
Levi hielt den Atem an.
Er rechnete mit seinem Tod, denn der andere hielt seine Waffe nach vorn gekantet, damit die Schneide der Klinge über dem Kopf des Mannes schwebte.
Er brauchte den Arm nur einmal zu bewegen, dann war sein Schädel

in zwei Hälften gespalten.
Und er bewegte ihn. Die Klinge senkte sich. Sie erreichte den Kopf, lastete darauf, ohne jedoch den Kopf zu spalten.
Ein nie gekanntes Gefühl durchrieselte den Mann. Das hatte er noch nicht erlebt, das war einfach unwahrscheinlich. Er glaubte sogar, das Knirschen seiner Haare zu spüren, als diese von der Schneide durchtrennt wurden. Mehr geschah nicht.
Als schweres Gewicht blieb die Axt auf seinem Kopf liegen, gleichzeitig auch als Drohung, damit er sich nichts anderes mehr einfallen lassen konnte.
Die Gestalt beugte ihren Kopf noch weiter vor. Sie bewegte die Lippen, und das Unwahrscheinliche trat ein.
Sie konnte reden.
Stockend und rauh drangen die Worte aus dem Mund. Sie waren nur für Amos Levi bestimmt, und der hörte sehr genau zu, was dieser andere von ihm verlangte…

***

Wieder in London!
Frankreich, die Templer, Abbé Bloch und auch der Knochen-Sessel lagen hinter mir. Ich hätte eigentlich aufatmen können und auch müssen, ich tat es nicht, denn es waren einfach zu viele Fragen offen geblieben. Noch immer konnte ich meine Gedanken nicht von dem letzten Fall lösen, hockte im Büro und kam mir so vor, als würde ich neben mir selbst sitzen und nur mehr mein eigener Schatten sein.
Suko war da, Glenda ebenfalls, die uns mit Kaffee versorgte und hin und wieder einen Blick auf den verpflasterten Hals meines Freundes warf. Er hatte den Knochen-Sessel als Tötungsinstrument erleben müssen. Beinahe wäre es diesem Möbel, dessen Besitzer ich dank Bills Hilfe war, gelungen, Suko zu töten. Er gehörte mir. Ich hatte ihn nicht mitgenommen, denn bei den Templern wußte ich ihn gut aufgehoben. Er war kein normales Sitzmöbel, denn er schaffte in der heutigen Zeit noch das, was ihn auch früher ausgezeichnet hatte, als er sich im Besitz meines ›Ahnherrn‹ Hector de Valois befunden hatte.
Dem war es gelungen, durch die Kraft und die Magie des Sessels in das geheimnisvolle Land Avalon zu reisen, und dies konnte auch mir möglicherweise gelingen, denn einen ersten Kontakt hatte ich bereits mit dieser Zwischendimension gehabt. Da hatte sich tatsächlich die in Avalon verschwundene Nadine Berger bei mir ›gemeldet‹.
Gut, ich hätte mich in den Sessel setzen und versuchen können, nach Avalon zu reisen. Aber was hätte das gebracht? Im Augenblick nicht viel, denn ich war noch zu sehr mit dem Sessel beschäftigt und auch damit, daß er beinahe in die Hände einer Person gelangt war, die zu den Kreaturen der Finsternis zählte, einer Frau mit menschlichem

Aussehen, aber einer krankhaften Vererbung. Sie hatte den Sessel auf die Seite der Baphomet-Diener schaffen wollen und es letztendlich nicht geschafft, weil uns das silberne Skelett Hector de Valois! rechtzeitig genug gewarnt hatte. Ob der Sessel bei den Templern einen idealen Aufenthaltsort gefunden hatte, bezweifelte ich. Möglicherweise schafften sie ihn auch in die Kathedrale der Angst, wo sich das Grab des silbernen Skeletts befand.

Aber das war noch nicht sicher, da würde ich noch Bescheid kriegen.

Suko konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als er mein Gesicht sah. »Was macht dich so sauer?«

»Da fragst du noch?«

»Du kannst den Sessel ja holen.« Ich hob die Schultern. »Vielleicht.«

»Und warum nicht sofort?«

Ich winkte mit beiden Händen ab.

»Habe ich dir das nicht schon vierzigmal gesagt?«

»Noch mehr.«

»Na bitte. Ich kenne seine genaue Herkunft nicht.«

»Das ist falsch«, korrigierte mich Suko. »Du weißt, daß ihn schon Hector de Valois besessen hat.«

»Das stimmt. Dazwischen liegt nur eine sehr lange Zeitspanne. Er muß sich irgendwo befunden haben. Den genauen Ort möchte ich herausfinden. Das ist mein Problem.«

»In den Staaten doch.«

Ich hob die Augenbrauen und fragte im spöttischen Tonfall. »Nur in den Staaten! Und wenn schon, die sind verdammt groß. So alt können wir nicht werden, um sie zu durchsuchen.«

»Das hat ja nun Abe Douglas für dich übernommen.«

Es stimmte. Wir hatten uns mit Abe in Verbindung gesetzt, und der G-man hatte versprochen, uns den Gefallen zu tun und nachzuforschen, woher der Sessel möglicherweise stammte. Er war ja versteigert worden, das Museum hatte ihn in Kommission genommen, und da würde der Direktor einfach eine Auskunft geben müssen. Zumindest hatte sich Abe Douglas sehr optimistisch gezeigt.

Ich war gespannt und wartete.

Abe hatte versprochen, uns so bald wie möglich eine Nachricht zukommen zu lassen, und darauf wartete ich, denn es war praktisch die einzige Spur, die uns weiterbringen konnte. Ich rechnete auch damit, wieder in die Staaten reisen zu müssen und kam mir beinahe schon vor wie ein Jet-Setter, der von einem Fest zum anderen düste. Dabei war ich gern in London, doch manchmal kam es knüppeldick.

In der letzten Zeit war es hektisch zugegangen. Ich hatte kaum mitbekommen, daß sich der heiße Sommer verabschiedet hatte und einem kühlen Herbst gewichen war. Oktober in London, noch ohne Nebel, dafür mit einem frischen Wind, der die Temperaturen jedoch

tiefer erscheinen ließ, als sie es tatsächlich waren.

Glenda erschien. Ohne Minirock - leider, denn die neue Mode favorisierte wieder etwas anderes.

Diesmal trug sie wadenlang, dafür sehr eng und an den Seiten geschlitzt. Der Rock sah aus wie das Fell eines Rehs, und der Pullover im selben Farbton, reichte über die Hüften hinweg.

Sie schaute uns aus ihren dunklen Augen an. »Himmel, hier herrscht ja eine Stimmung wie im tiefsten November.«

»So ähnlich fühle ich mich auch«, gab ich zu.

»Dein Pech.«

»Kann man sagen.«

»Und weiter?«

»Er hat Kaffeedurst«, sagte Suko, »und einen Imbiß könnte er auch vertragen.«

Glenda lachte. »Das wußte ich doch.«

»Und woher wußtest du das?«

»Weil ich mitdenke.«

Suko nickte mir zu. »Hörst und siehst du's? Sie denkt für dich mit, mein Bester.«

»Kommt mir auch so vor.«

»Sagt nicht, daß es euch neu ist, sonst bekommt ihr nichts.«

»Nein, nein, wir sind ja froh«, rief Suko, der wesentlich bessere Laune hatte als ich.

»Gut, dann wartet.« Glenda drehte sich um und verschwand. Wir konnten beide sehen, wie eng der neue Rock saß. Ein Augenschmaus.

Sie hatte die Tür nicht hinter sich geschlossen. Im Vorzimmer hörten wir es rascheln, und wenig später kehrte sie mit dem zurück, was sie für uns besorgt hatte.

Zwei Sandwichs.

Allerdings keine von der üblichen und manchmal üblen Sorte, sondern selbst und frisch belegt, und auch nicht mit fettigen Kartoffelchips oder alten und an den Rändern schon leicht ergrauten Salatblättern. Glenda servierte sie auf einem Tablett, und mit ihrem Lächeln wollte sie uns Appetit machen.

Den frischen Kaffee brachte sie gleich mit und murmelte etwas von einer Mittagspause à la Glenda.

»Das ist ja wohl gut«, sagte Suko. Er nahm einen Sandwich und klappte ihn auf. Truthahnfleisch, das leicht rosig in der Mitte schimmerte, war zu sehen. Überzogen von einem Hauch von Mayonnaise. Darüber lagen ebenfalls hauchdünn geschnittene Gurkenscheiben.

»Willst du nicht, John?«

»Dir zu gefallen.«

»Das brauchst du nicht«, sagte Glenda. »Wenn dir eine Laus über die

Leber gelaufen ist, dann macht sich Suko über das zweite her.«
»Immer!«
»Von wegen. Ehe der noch dicker wird, esse ich es lieber selbst.« Es schmeckte mir wirklich gut, und auch der Kaffee war eine reine Pracht. Das ließ ich mir schon gefallen.
Wir aßen und tranken, schwiegen ansonsten, und ich war es, der immer wieder zum Telefon schielte, bis es Glenda auffiel und sie mir vorschlug, es in New York zu versuchen.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das hat keinen Sinn. Abe wollte sich melden, und ich kann mich darauf verlassen.«
»Okay, wie du meinst.«
Unser Chef, Sir James Powell, hatte uns freie Hand gegeben. Auch er wußte, wie wichtig es war, das Geheimnis des Sessels richtig auszuleuchten und zu ergründen. Ferner war ich der Ansicht, daß der Sessel viele Rätsel lösen würde, die sich besonders um Avalon und vielleicht auch um mein Schicksal drehten.
Wir hatten die Tassen leer. Aus der Warmhaltekanne schenkte Suko nach. Im Büro war es ruhig.
Der Straßenlärm drang nicht hoch, und wenn ich aus dem Fenster schaute, sah ich einen trüben dunstigen Himmel über der Riesenstadt London liegen.
In New York war es später Nachmittag. Abe hatte einige Stunden Zeit gehabt, um der Spur nachzugehen, vorausgesetzt, es war ihm nichts Wichtiges dazwischen gekommen.
Dann meldete sich der Apparat. Zu dritt zuckten wir zusammen, schauten ihn für einen Moment an, und Suko nickte mir zu. »Bevor du platzt, nimm ab.«
Das tat ich auch - und war gleichzeitig enttäuscht, denn nicht Abe Douglas rief an, sondern mein Freund Bill Conolly, den wir auch in die Einzelheiten des Falls eingeweiht hatten. »Na, hat sich uns der G-man schon gemeldet?«
»Hat er nicht.«
»Mist.«
Ich hörte Bill atmen und versprach, mich bei ihm zu melden, wenn sich Neuigkeiten ergaben.
»Schon verstanden, John. Ich blockiere die Leitung. Schönen Gruß von meiner besseren Hälfte.«
»Danke, grüß sie zurück.«
Glenda räumte ab, Suko half ihr dabei. Ich starrte auf den Apparat, als wollte ich ihn hypnotisieren.
Verdammt, so lange konnte das doch nicht dauern. Douglas hatte beste Verbindungen. Der Name FBI öffnete ihm zahlreiche Türen, aber er ließ sich Zeit.
Noch eine halbe Stunde wurden wir gemartert, dann endlich tutete es

wieder. Diesmal hatten wir Glück. Ich hörte Abes Stimme. Er klang so, als würde er vom Nebenzimmer aus telefonieren. »Na, bist du schon nervös geworden?«

»Etwas schon.«

»Kann ich mir denken, aber es gab einige Probleme.«

»Welcher Art?«

»Hat nichts mit der Herkunft des Sessels zu tun. Ich mußte mich noch woanders reinhängen. Eine böse Falschgeldsache, in die Diplomaten verwickelt sind. Das braucht dich nicht zu interessieren. Kommen wir auf den Sessel zurück. Ich kenne jetzt den Namen des Händlers, der ihn verkauft hat. Der Mann heißt Amos Levi.«

Ich überlegte kurz. »Nie gehört.«

»Kann ich mir denken.«

»Hast du mit ihm gesprochen? Hast du ihn angerufen? Was hat er dir gesagt?«

Glenda und Suko hörten über den Lautsprecher der Anlage mit, und beide waren von der Antwort ebenso enttäuscht wie ich.

»Ja, ich habe angerufen. Ich bekam keine Verbindung, bin dann zu seinem Laden gefahren und fand ihn geschlossen. Verriegelt und verrammelt. Das Gitter noch vor der Ladentür. Da bin ich leider zu spät gekommen. John.«

Ich war enttäuscht. »Aber du willst mir nicht weismachen, daß du nichts rausgekriegt hast?«

Der FBI-Mann lachte. »Das schon. Ich habe Nachbarn gefragt und gesagt bekommen, daß Levi kurzfristig verreist ist.«

»Wohin?«

»Hat mir niemand gesagt. Er hat eine große Tasche mitgenommen. Man sah ihn, als er ins Taxi stieg. Nach einer Fernreise sah sein Gepäck nicht gerade aus.«

»Da kann man auch anderer Meinung sein.«

»Du denkst an eine Flucht?«

»Nicht unbedingt, aber seltsam ist es schon.«

»Hör zu, John. Dieser Amos Levi ist Händler oder Trödler, was auch immer. Die Leute reisen eben durch das Land und besorgen sich irgendwelche Klamotten.«

»Ich hoffe, es ist der einzige Grund.«

Abe schnaufte mir ins Ohr. »Verdammt noch mal, woran denkst du denn noch?«

»Ich weiß es nicht.«

»Feeling.«

»So ähnlich. Ich will einfach nicht wahrhaben, daß alles vorbei sein soll. Aber das werden wir noch sehen. Jedenfalls vielen Dank für deine Mühe, alter Freund.«

»Bitte sehr, gern geschehen. Über den Sessel werden wir noch

sprechen.«

»Wenn mehr Zeit ist, bestimmt.« Ich bedankte mich noch einmal für seine Mühe und legte auf.

Zwei Augenpaare schauten mich an. »Du bist nicht zufrieden«, stellte Glenda fest.

»Stimmt.«

»Warum nicht? Wegen der Reise?«

Ich hob die Schultern. Es lag schon ein bißchen Trotz und Enttäuschung in der Bewegung, das gab ich gerne zu. »Es ist alles nicht richtig in die Reihe zu bekommen. Ich fühle, daß ich vor etwas Großem stehe, ohne jedoch damit zurechtzukommen. Da rollt etwas auf uns zu. Leider weiß ich nicht, was und wie ich es abfangen kann. Aber seinen Ursprung hat es in dem verdammten Sessel.«

»Dann konzentriere dich doch auf ihn. Nutze und benutze ihn. Reise nach Avalon damit, mach es deinem Ahnherrn de Valois nach. Was hindert dich daran, John?«

Ich furchte die Stirn. »Ja«, murmelte ich, »was hindert mich daran? Kann es sein, daß ich Furcht davor habe?«

»Warum?« fragte Suko.

Ich stand auf und trat ans Fenster. »Den genauen Grund kann ich dir wirklich nicht sagen. Es ist mehr ein Gefühl, es nicht zu tun. Ich glaube einfach daran, daß ich hier in London gebraucht werde. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Tja«, murmelte er, »dann bleibt uns nichts anderes übrig, als erst einmal abzuwarten.«

»Du sagst es.« In der Scheibe sah ich, wie Glenda den Kopf schüttelte. Ich konnte ihre Reaktion verstehen. Mir wäre es an ihrer Stelle kaum anders ergangen. Ich konnte es nicht genau erklären, aber ich hatte einfach den Eindruck, daß sich über London nicht nur dunkle Regenwolken zusammenballten…

***

Amos Levi saß in der Maschine und war froh, den Flug beinahe hinter sich zu haben. Nicht, daß er die Fliegerei nicht gemocht hätte, aber diese Stunden hielten ihn auf, und er wollte die großen Pläne so schnell wie möglich in die Tat umsetzen.

Es waren nicht *seine* Pläne, sondern die der anderen. So nannte er die beiden namenlosen Geschöpfe, die noch ziemlich lange bei ihm geblieben waren und ihm ihren Plan erklärt hatten. Wenn er klappte, war er genial, wenn nicht… aber daran wollte Levi nicht denken.

Mittelpunkt des Plans war ein Mann namens John Sinclair. Er hatte den Sessel ersteigert, ihm mußte er wieder abgenommen werden, und somit hatte Levi nach Ansicht der anderen noch eine alte Schuld zu begleichen. Er sollte mit Sinclair Kontakt aufnehmen, damit dieser ihn

zu dem Sessel hinführte. Alles andere würden seine Freunde erledigen, die ihn unsichtbar begleiteten.

Amos wußte nicht, ob dies tatsächlich der Fall war. Nach dem Start in New York hatte er sich immer wieder umgeschaut, aber keinen der beiden entdeckt. Sie hatten es verstanden, sich gut zu verstecken oder aufzulösen. Er traute ihnen alles zu. Für sie gab es keine Grenzen mehr zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren. Sie waren Wanderer zwischen den Welten. Sie schafften es locker, die beiden Ebenen zu überwinden. Eine Tatsache, die Levi zwar akzeptierte, aber nicht begriff.

Dazu reichte sein Verstand einfach nicht aus. Immer wieder hatte er in sich hineingehorcht, um zu erfahren, wie er sich fühlte. Seltsamerweise nicht einmal schlecht. Zudem hatten ihm die beiden etwas versprochen. Sie wollten ihn - wenn alles geklappt hatte - in gewisse Geheimnisse einweihen, und das eröffnete ihm irre Perspektiven, über die er kaum nachzudenken wagte.

Wo er in London abstieg, spielte keine Rolle. Sie würden ihn überall finden.

Ein Hotel hatte er deshalb von New York aus gebucht. Es gehörte zur mittleren Preisklasse und lag in der Nähe des Hyde Parks. Das alles hatte man ihm gesagt.

Er wartete auf die Landung. London lag bereits unter ihnen. Obwohl sie verhältnismäßig tief flogen, war von der Riesenstadt nicht viel zu sehen, weil über dem Meer der Hausdächer die Wolken wie ein großes Dunstbett lagen.

Der Jumbo flog noch eine Schleife. Alle Passagiere waren längst angeschnallt. Jetzt, so kurz vor der Landung, hatte sich die übliche Spannung ausgebreitet. Da fragte sich jeder, ob es klappte.

Levi hörte ein Kichern dicht neben seinem rechten Ohr, ohne daß da jemand gesessen hätte.

Trotzdem war die Stimme da. »Da hast du es ja beinahe geschafft, mein Freund.«

Der Trödler verlor an Farbe. Er schaute sich um, sein Nachbar kümmerte sich nicht um ihn. Er wischte nur mit dem Taschentuch über seine Stirn, ansonsten war er ruhig. Er hatte also nichts gehört, und darüber war Levi froh.

Amos nickte. Auf dem Rücken spürte er das Kribbeln. Kälte kroch über seinen Nacken. Hoffentlich schaute ihm keiner zu und amüsierte sich über ihn.

Eine Kinderstimme drang hell und klar an seine Ohren. »Mummy, da unten ist der Flughafen.«

»Ja, mein Liebling, wir sind gleich da.«

»Kriege ich da meinen Hamburger?«

»Sogar zwei.«

»Schön normal, nicht?« hörte Levi die Stimme und sah den Sprecher noch immer nicht. Er mußte daran denken, wie die beiden seinen Laden verlassen hatten. Es war ihm vorgekommen, als hätten sie sich buchstäblich mit der Luft vermischt. Auf einmal waren sie weg gewesen.

»Ja… normal.«

»Soll es so bleiben?«

»Natürlich.«

Wieder dieses Lachen. »Ich könnte auch anders, wenn du verstehst. Dann wäre nichts mehr normal, sondern nur Rauch, Feuer und Trümmer. Es liegt an dir…«

Amos Levi schloß die Augen. Er dachte an das schreckliche Unglück, das erst zwei Tage zurücklag.

Da war ein Fracht-Jumbo in einem Amsterdamer Vorort vom Himmel gefallen. Die Bilder waren um die Welt gegangen und schrecklich gewesen. Wenn er sich vorstellte, daß so etwas mit dieser Maschine und über London passierte, dazu noch mit ihm an Bord, wurde ihm ganz anders.

»Wieso liegt es an mir?« hauchte er.

»Ich will noch einmal von dir wissen, ob du mitmachst oder ob du es dir anders überlegt hast.«

»Nein, nein, ich mache mit.«

»Dann ist es gut.«

Er spürte wieder den eisigen Luftzug an seinem Nacken, eine Sekunde später war das vorbei. Da wußte er, daß sein unheimlicher und auch unsichtbarer Besucher wieder verschwunden war, als hätte er sich in Nichts aufgelöst.

Levi war beruhigt. Er atmete auf und schaffte es endlich, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Seine beiden Helfer hatten ihn ganz schön genervt, das blieb nicht ohne Folgen. Zudem war er nicht mehr der Jüngste im Lande.

Der Jumbo verlor noch mehr an Höhe. Für einen Moment sah es gefährlich aus. Da waren die Wolken plötzlich verschwunden, da schien das Häusermeer dem Jet entgegenzufliegen, aber sehr bald verschwand es, und die Landebahn kam in Sicht. Wegen des trüben Wetters war sie an den Rändern beleuchtet, sie konnte nicht verfehlt werden.

Amos Levi atmete zum erstenmal auf, als das Fahrwerk Kontakt mit dem Boden bekam. Zum zweitenmal erreichte ihn das gute Gefühl, nachdem die Maschine ausgerollt war. Die unsichtbaren Beschützer hatten ihr Versprechen also gehalten.

Das Kind auf einem der hinteren Sitze lachte laut. Es wollte als erster Passagier raus, blieb zwischen all den Erwachsenen stecken. Beinahe jeder hatte es eilig, als ginge es darum, wichtige Sekunden seines

Lebens herauszuholen.
Nicht der Trödler. Er ließ sich Zeit und war einer der letzten, die aufstanden, um dann bequem zum Ausgang zu gehen. Er schenkte der Stewardeß ein knappes Lächeln und duckte sich unwillkürlich, als er ins Freie trat, denn über das Rollfeld pfiff ein böiger Wind. Er peitschte in das Gesicht des Passagiers, brachte aber keinen Regen mit. Der Jumbo war nicht angedockt, ein Bus brachte die Fluggäste in die Halle.
Levis Gedanken wanderten während der Fahrt. Er überlegte, was ihn in London erwarten würde.
Die Grundzüge des Plans standen fest. Jetzt konnte er an die Einzelheiten gehen. Alles war bereits mit seinen Unsichtbaren Begleitern abgesprochen worden. Es mußten nur die einzelnen Teil noch zusammengesetzt werden.
Er vertraute den beiden. Zudem glaubte er fest daran, daß er mit ihnen Kontakt aufnehmen würde.
Irgendwann würden sie sich zeigen und auch nicht mehr unsichtbar sein.
Es war schon verrückt, wie sie ihren Zustand wechseln konnten. Einmal sichtbar zu sein, dann wieder unsichtbar. Von so etwas konnte ein normaler Mensch nur träumen. Levi fragte sich, was ihn als Belohnung erwartete. Ebenfalls dieses Können?
Das wäre phantastisch gewesen. Von derartigen Dingen träumte wohl jedes Kind, auch er hatte da keine Ausnahme gemacht. Er merkte kaum, wie sich seine Lippen zu einem Lächeln in die Breite zogen. Eine gewisse Spannung vibrierte in ihm, und er war froh, die Ratschläge seiner neuen Freunde befolgt zu haben. Er hatte es tatsächlich geschafft, die meiste Zeit des Fluges zu verschlafen und fühlte sich ausgeruht.
Es war sein zweiter Besuch in London. Der erste lag schon mehr als zwanzig Jahre zurück, und er konnte sich vorstellen, daß sich in der Stadt einiges verändert hatte. Nun ja, er würde es zu sehen bekommen. Zunächst einmal mußte er die Kontrollen überstehen, was kein Problem war. Die Zöllner gaben sich gelassen, das konnten sie bei ihm auch, denn gegen ihn lag nichts vor.
Heathrow war eine Welt für sich. Ein riesiges Areal, das ihn ganz benommen machte. Wichtig war für ihn das Taxi, das ihn zum Hotel brachte. Dort würden sich seine Freunde sicherlich melden.
Er stieg nach hinten und hatte dem Fahrer die Adresse genannt. Der Mann mit der braunen Schiebermütze nickte nur. Dann ging es ab.
London hatte sich verändert.
Das sah Amos Levi durch die Scheiben des Fahrzeugs genau. Es war ungemein viel gebaut worden, aber die alten ehrwürdigen Bauten waren ebenfalls vorhanden. Und noch etwas hatte sich verdichtet oder

zu einem Wurm verändert, der nie ein Ende nehmen wollte. Es war der Verkehr. Der war überall vorhanden. An manchen Stellen kamen die Wagen voran, an anderen wieder nicht.

Auch sie blieben öfter im Stau hängen. Es wäre besser gewesen, er hätte die U-Bahn genommen.

Nun ja, er hatte keinen Termin. Trotzdem atmete er tief durch, als der Wagen vor dem Hotel hielt.

Es gehörte zur oberen Mittelklasse. Jemand riß den Wagenschlag auf, und Levi mußte lachen, als er die Phantasie-Uniform des Mannes sah. Es war überall gleich auf der Welt.

Er hatte nur einen Koffer, der mehr einer großen Tasche glich. Der Driver bekam ein Trinkgeld, der Türaufhalter keines. Levi betrat die Halle und wandte sich an die Rezeption.

Sein Zimmer war reserviert worden, was man ihm auf seine Frage hin durch ein Nicken bestätigte, nachdem der junge Mann auf seinem Monitor nachgeschaut hatte.

»Ist Ihnen die vierte Etage recht, Sir?«

»Auch das.«

»Man wird sich Ihres Gepäcks annehmen. Herzlich willkommen bei uns.« Er bekam den Schlüssel und bedankte sich.

Die Halle war ziemlich groß und mit zahlreichen Sitzecken bestückt. Das änderte sich in den Fluren.

Eng und düster, verschachtelt und manchmal krumm bildeten sie ein Labyrinth für sich, in dem er sich allein und als Fremder nicht zurechtgefunden hätte. Sein Begleiter führte ihn bis vor die schmale Tür des Einzelzimmers, kassierte dort einen kleinen Bonus und verschwand.

Mit der Code-Karte ließ sich die Tür öffnen. Er betrat den Raum und schüttelte den Kopf. Das war kaum mehr als eine Besenkammer. Klein, eng, eine niedrige grauweiße Decke, ein schmales Fenster, eine ebenso schmale Tür, die in die Dusche führte. Aber das alles kümmerte ihn nicht, er nahm es hin, es war normal. Als nicht normal jedoch sah er den Gegenstand an, der vor dem Bett stand. Er paßte nicht in ein Hotel, eher in eine Leichenhalle.

Es war ein brauner Sarg!

***

Levi hörte ein dumpfes Geräusch, aber nicht der Sargdeckel war auf- und zugeklappt, ihm war nur der Koffer aus der Hand gerutscht und auf dem dünnen Teppichboden gelandet. Der Schreck hatte ihn so reagieren lassen, denn einen Sarg hätte er hier nie vermutet. Die Farbe war aus seinem Gesicht entwichen, nur allmählich kehrte sie zurück. Dann schaffte er es auch, sich zu bewegen, streckte seinen rechten Arm aus und fand den Griff des Koffers. Er hob das Gepäckstück an,

stellte es behutsam neben den Schrank, den Kopf dabei nach links geneigt, um den Sarg im Auge behalten zu können, dem er überhaupt nicht traute, weil er damit rechnete, daß jeden Augenblick der Deckel von innen angehoben werden konnte, um eine schreckliche Gestalt zu entlassen.

Vielleicht die Nackte mit der dunklen Haut und den hochstehenden Haaren. Möglich war alles, bei diesen Wesen mußte man immer auf eine Überraschung gefaßt sein.

Im Zimmer roch es muffig. Er wollte frische Luft einatmen und mußte dazu das Fenster öffnen. Der Sarg versperrte ihm den Weg, und Levi stieg über ihn hinweg. Er umfaßte den nicht brennbaren Stoff der schmuddelig wirkenden Gardine, zerrte sie zur Seite und stellte fest, daß manche Hotelhinterhöfe noch trüber sein können als ein Londoner Herbsthimmel. Er öffnete das Fenster.

Frische Luft floß ihm entgegen. Tief atmete er durch. Die Luft war nicht die beste, aber immer noch kühler als der Mief im Zimmer. Levi stemmte die Hände auf die Mittelleiste des Fensters, beugte sich vor und atmete tief durch.

Er wollte den Schock aus seinem Körper treiben, was er nicht schaffte, denn das innerliche Zittern blieb. In keinem Hotelzimmer fand sich ein Sarg, da hatte ihm jemand einen üblen Streich gespielt.

Wirklich einen Streich?

Daran wollte Levi nicht glauben. Es mußte schon mehr dahinterstecken, und er glaubte daran, daß der Sarg von seinen beiden Helfern hergeschafft worden war.

Dafür mußte es einen Grund geben, wenn es dann so war. Er nahm sich vor, den Sarg stehenzulassen und sich daran zu gewöhnen. Amos Levi drehte sich wieder um. Natürlich sah er nur den Sarg und nicht das neben ihm stehende schmale Bett.

War er leer?

Dieser Gedanke beschäftigte ihn immer stärker. Da er seinen ersten Schock überwunden hatte, wollte er nachschauen. Deshalb ging er hin und untersuchte ihn. Zuerst hob er ihn an. Ja, dem Gewicht nach mußte die Totenkiste leer sein, und das beruhigte ihn. Er schaute sich die Verschlüsse an, die waren für ihn kein Problem, und er hatte sie sehr schnell offen.

Der Deckel klappte hoch.

Levi hielt schon bei dieser Bewegung den Atem an, weil er mit dem schlimmsten rechnete. Sein Magen zog sich zusammen. Er konnte sich vorstellen, daß plötzlich eine Gestalt in die Höhe schnellte, um nach ihm zu schnappen. Da passierte nichts.

Im Sarg lagen weder eine Leiche noch ein Monster oder ein Scheintoter. Er war leer.

Levi atmete auf. Der Sargdeckel rutschte ihm aus den Händen und

knallte auf das Unterteil. Noch in das Echo hinein hörte er das Lachen, das ihm so bekannt vorkam.

Er fuhr herum.

Niemand war zu sehen. Nur glaubte er, daß der unbekannte Freund auf dem Bett saß, ohne daß dessen Decke eingedrückt wurde und ihm zuschaute.

Auch er blickte hin.

Die Gänsehaut verschwand. Sie kehrte auch nicht zurück, als er das Flüstern hörte. »Willkommen in London, mein Freund. Herzlich willkommen in dieser Stadt. Ich freue mich, daß du es geschafft hast. Jetzt bist du nicht mehr weit vom Ziel deiner Wünsche entfernt.«

Amos Levi nickte, ohne überhaupt zu wissen, weshalb er das tat. Er wollte sich nur einfach bewegen. Seine Kehle war trocken geworden. Auf der anderen Seite aber fühlte er sich beunruhigt, daß er nicht allein gelassen worden war, und sicherlich würde er auch eine Erklärung für das Erscheinen des Sargs bekommen.

Der Unsichtbare gab sie ihm sehr bald. »Er ist für denjenigen, der den Knochen-Sessel besitzt. Er darf nicht überleben, wir müssen ihn verschwinden lassen.«

Amos hatte begriffen. Dennoch schoß ihm die Röte ins Gesicht. Wenn er die Worte richtig interpretierte und dabei noch den Sarg mit einbezog, dann konnte dies nur bedeuten, daß der Mann auf eine bestimmte Art und Weise verschwinden sollte. Dann war der Sarg also für ihn auf das Zimmer gestellt worden.

»Du sagst nichts«, wisperte es ihm aus dem Unsichtbaren entgegen.

Levi hob die Schultern. »Mir hat es die Sprache verschlagen. Dieser Mann soll getötet werden?«

»Richtig.«

»Warum denn? Wenn er uns den Stuhl zurückgegeben hat, kann er doch weiterleben…«

»Nein, Amos, nein! Es mag dich ehren, daß du so denkst, aber Sinclair ist gefährlich. Er muß sterben!«

»Soll ich ihn töten?«

»Das mußt du!«

»Wie denn?«

»Wir werden dich unterstützen.«

Amos wollte lachen, aber er konnte nicht. Statt dessen schaute er auf den Sarg. Plötzlich fühlte er sich nicht nur mies, sondern auch überfordert. Er drehte den Kopf, blickte wieder zum Bett hin und sah, daß sich über ihm etwas tat. Aus dem Hintergrund, den es eigentlich nicht gab, schälte sich etwas hervor.

Es war das bleiche Gesicht der männlichen Person. Er sah die Wunde auf der Stirn und das häßliche Blut, das wie ein winziger Bachlauf bis zum Ende der Nase gelaufen war. Mehr sah er nicht, nur das Gesicht

und die Augen darin, in denen eine bestimmte Sucht schimmerte. Es war die Sucht nach der Vernichtung, dem Tod.

»Was ist, wenn er nicht will?«

Das Gesicht - nur das Gesicht, denn der Körper war und blieb verschwunden - verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Du brauchst keine Angst zu haben, mein Freund. Er will schon, denn es wird ihm nichts anderes übrigbleiben.«

Er konnte es nicht glauben, schloß die Augen, öffnete sie wieder und sah plötzlich das Beil mit dem langen Stiel, dessen Ende auf dem Bett stand. »Damit werden wir ihm den Kopf abschlagen!« flüsterte die Stimme. »Verlaß dich drauf…«

Amos Levi wußte nicht, was er sagen sollte. Er fragte schließlich, ob die Leiche in den Sarg gestopft werden sollte.

»Dafür haben wir ihn geholt.«

»Und wer transportiert ihn weg?«

»Wir haben alles im Griff.«

Levi war durcheinander. Er wußte nicht, ob es Sinn hatte, noch weitere Fragen zu stellen. Irgendwo glaubte er es nicht. Es war alles so verdammt anders gekommen. Er hatte sich die Aufgabe leichter vorgestellt. Er kannte diesen Sinclair nicht. Schon jetzt glaubte er, daß dieser Mann nicht ungefährlich sein würde. Zumindest mußte er etwas Besonderes sein, denn nicht jeder ersteigerte einen Knochen-Sessel und gab zudem noch eine so hohe Summe dafür aus.

Der über dem Bett schwebende Kopf drehte sich und senkte den Blick. Er gab dem Trödler ein Zeichen, indem er das Telefon anvisierte. »Dort steht der Apparat«, flüsterte er. »Ruf ihn an, die Nummer habe ich dir gesagt, du weißt sie.«

Amos nickte. Er hatte in den sauren Apfel gebissen und wußte, daß er sich nicht weigern konnte. Er mußte weitermachen. Um das Telefon zu erreichen, umschritt er den braunen Sarg. Auf der Bettkante nahm er Platz. Mit zitternden Fingern hob er den Hörer ab. Im Nacken spürte er den kalten Luftzug. Als er den Kopf drehte, war der andere Schädel verschwunden. Auch die Waffe war nicht mehr zu sehen. Selbst der Sarg war wie von Zauberhand verschwunden.

Ein völlig normales Zimmer war zurückgeblieben, mehr nicht. Levi hob die Schultern. Es blieb ihm nichts übrig, als den Befehlen der beiden anderen nachzukommen. Wenn er es nicht tat, war sein Leben verwirkt, das wußte er ebenfalls.

Seine Finger zitterten schon, als er die Zahlenreihe in die Tastatur tippte. Es dauerte nicht lange, als sich jemand meldete. Eine weibliche Stimme sagte unter anderem das Wort Scotland Yard, und Amos Levi erschrak zutiefst…

***

Ich hatte Glück gehabt und noch einen freien Platz in der Tiefgarage des Hotels gefunden. Mit dem Lift konnte ich bis in die Halle fahren und von dort aus den Mann besuchen, der mich angerufen hatte und mich zu sprechen wünschte.

Daß es Amos Levi war, darüber kam ich noch immer nicht hinweg. Ausgerechnet Levi, nach dem Abe Douglas so verzweifelt gesucht hatte. Er ist verreist, hatte es geheißen, und der G-man war keinem Irrtum erlegen. Nur hatte er nicht gewußt, daß Levi nach London wollte und sich von hier aus mit mir in Verbindung gesetzt hatte.

Levi wollte unbedingt mit mir sprechen. Ich hatte ihn natürlich nach dem Grund gefragt und erfahren, daß es einzig und allein um den Knochensessel ging.

Ausgerechnet um ihn!

Ich hatte irgendwo gefühlt und auch gewußt, daß dieser Knochen-Sessel mir noch Ärger bereiten würde. Zu geheimnisvoll war seine Herkunft. Zuwenig wußten wir von ihm, und daß ich der falsche Mann war, der den Sessel ersteigert hatte, stand längst fest. Das hatten meine Feinde nicht akzeptieren wollen, denn die teuflische Templer-Gruppe um den Dämon Baphomet wollte alles in ihren Besitz bringen. Wenn sie den Sessel hatten, konnten sie sich damit aufrüsten und es auch schaffen, auf die Insel Avalon zu gelangen.

So dachte ich, und meine Gedanken führten mich noch weiter. Ich traute diesem Amos Levi nicht.

Er war für mich ein Bote, der vorausgeschickt worden war, um mich in die Falle zu locken. Er stand sicherlich in den Diensten der baphometschen Brut.

Ich hatte Suko von dem Anruf informiert. Auch er war meiner Meinung und hatte zuerst darauf bestanden, mich zu begleiten, was mir nicht recht gewesen war. Amos Levi hatte verlangt, mich allein sprechen zu wollen, und ich hatte es akzeptiert, obwohl Suko nach wie vor seine Bedenken hatte.

An der Rezeption fragte ich nach dem Anrufer. Man rief in seinem Zimmer an, und ich erhielt die Nachricht, daß ich erwartet wurde. Man war noch so nett und erklärte mir den Weg, was auch nötig war.

Ich suchte trotzdem und war leicht wütend, als ich endlich vor der Tür stand.

Der Gang wirkte unheimlich in seiner spärlichen Beleuchtung. Nur mit Mühe waren die Zimmernummern zu erkennen. Ein kühles Gefühl strich über meinen Rücken, so etwas wie eine Warnung, denn es konnte durchaus gefährlich werden.

Ich klopfte trotzdem, lauschte dem Echo nach und hörte die leisen, aber schnellen Schritte, bevor die Tür mit einem Ruck nach innen aufgezogen wurde und mir ein Mann zunickte, bei dem mir sofort das mächtige weißgraue Haar auffiel. Der Mann trug eine randlose Brille,

er hatte ein furchiges Gesicht, aber hellwache Augen. Auf modische Kleidung legte er keinen großen Wert, denn Hose und Jackett wirkten ziemlich abgetragen und waren beide in Brauntönen gehalten.

Ich kannte einige Trödler und Antiquitätenhändler und wußte, daß sie eine besondere Spezies Menschen waren.

»Kommen Sie rein, Mister.«

Ich blieb noch stehen. »Sie sind also Amos Levi?«

»Ja.«

Mein Blick fiel durch den schmalen Flur in den normalen Raum hinein. Soweit ich erkennen konnte, war er leer, aber darauf gewettet hätte ich nicht. Als ich eintrat, öffnete ich die schmale Tür zum Bad. Ein Blick reichte aus. Auch in dieser winzigen Kammer hielt sich niemand verborgen.

»Sie sind aber mißtrauisch, Mr. Sinclair.«

Ich hob die Schultern. »Das bringt der Beruf so mit sich. Zudem finde ich unser Treffen etwas außergewöhnlich. Meinen Sie nicht auch?«

»Für mich nicht«, erwiderte Levi lachend. »Ihretwegen habe ich eine lange Reise unternommen.«

»Das stimmt allerdings.« Ich ließ den Mann vorgehen und konnte über dieses Hotelzimmer nur den Kopf schütteln. Es war so gemütlich wie eine alte Höhle, da reichten auch die Möbel nicht aus, um diesen Eindruck zu zerstören. Durch das Fenster drang das düstere Licht eines Hinterhofs. Die Decke war fleckig, das Bett mit einer braunen Decke belegt. Es war ein Stuhl vorhanden, der vor einem winzigen runden Tisch stand. Ich nahm auf dem Stuhl Platz, während sich der Händler mit der Bettkante begnügte.

Er saß dort und hatte die Hände zusammengedrückt. Beide lagen auf den Knien. Er machte den Eindruck eines Mannes, der den Gesprächsfaden noch nicht gefunden hatte und nach den passenden Worten suchte. Dabei beobachtete er mich unaufhörlich.

Ich hatte mich natürlich umgesehen, aber nichts von einer Falle gesehen. Dennoch blieb ich gespannt und baute Levi mit meinen Worten eine Brücke. »Sie sind also der Mann, der den Sessel zur Versteigerung gegeben hat.«

»Da haben Sie recht.«

»Ich besitze ihn jetzt.«

»Sie sind begeistert, Mr. Sinclair?«

»In der Tat. Er ist wunderbar, er ist ein Prachtstück. Ich möchte sagen, daß er einmalig ist.«

»Das stimmt, er ist einmalig. Sogar einzigartig.« Er schüttelte den Kopf. »Ich ärgere mich, daß ich ihn weggab.«

»Ich kann mich zwar nicht in Sie hineinversetzen, aber das hat sich angehört, als würden Sie ihn gern zurückhaben.«

»So ist es.«

Ich lächelte. »Was würden Sie sagen, Mr. Levi, wenn ich den Sessel nicht mehr hergebe?«

Er schaute zur Seite und verdrehte die Augen. »Damit habe ich gerechnet, das will ich Ihnen ehrlich sagen. Aber ich denke, daß alles eine Frage des Preises ist.«

»Das weiß ich nicht so recht…« Ich wiegte den Kopf und hatte bewußt nicht abgelehnt, weil ich wissen wollte, wie weit der Händler noch gehen würde.

Zunächst räusperte er sich. »Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß Sie einhundertvierzigtausend Dollar bezahlt haben. Liege ich da richtig?«

»Ja.«

»Es waren noch Mitbieter da?«

»Schon, aber sie hatten Pech.« Das im doppelten Sinne, dachte ich, denn es gab sie nicht mehr. Und an die Odyssee, die hinter mir lag, wollte ich auch nicht mehr denken.

»Sie haben einen Fehler begangen«, sagte Levi. Er rückte seine Brille wieder hoch.

»Wer - die Mitbieter?«

»So ist es, Mr. Sinclair. Sie hätten höher gehen sollen, aber das habe ich alles erfahren, als es zu spät war. Jetzt muß ich es auf eine andere Art und Weise versuchen.«

»Bitte.«

»Wieviel wäre Ihnen der Sessel wert?« fragte er und schnaufte dabei. Es hörte sich erleichtert an.

»Eine Menge.«

Levi lächelte. »Glaube ich Ihnen. Können Sie da nicht eine genaue Summe nennen?«

»Nein, Mr. Levi.«

Diesmal schauten die Augen hinter den Brillengläsern ziemlich verwundert. »Warum das denn nicht?«

»Weil der Sessel unverkäuflich ist.«

Er mußte erst einmal schlucken. Dann räusperte er sich wieder. »Wie bitte?«

»Der Sessel ist unverkäuflich. Tut mir leid für Sie, aber das ist nun mal so.«

Er holte tief Luft und streifte seine gespreizten Finger durch die Haare. Dann schluckte er, schüttelte den Kopf, zwinkerte mit den Augen und tat so, als müßte er darüber nachdenken. »Unverkäuflich«, flüsterte er, »das kann ich nicht glauben.«

»Es entspricht aber den Tatsachen.«

»Jedes Teil hat seinen Preis. Die meisten Menschen auch. Oder zählen Sie zu den Ausnahmen?«

»So ist es.«

Das wollte er nicht akzeptieren. »Nennen Sie mir eine Summe, Mr. Sinclair. Reden Sie. Springen Sie über Ihren eigenen Schatten. Sie werden mich auf keinen Fall überrascht sehen.«

Ich hob die Augenbrauen an. »Ist der Sessel Ihren Auftraggebern tatsächlich so viel wert?«

»Das ist er.«

»Warum?«

Amos Levi schüttelte den Kopf. »Das ist bitte nicht Ihr Problem. Sie wollen ihn haben.«

»Sie hätten ihn ersteigern können.«

»Da begingen sie einen Fehler.«

»Möglich, Mr. Levi. Nur bin ich nicht bereit, den Sessel wieder abzugeben…«

Das wollte er nicht akzeptieren. Er nannte eine Summe, die ziemlich hoch war. »Zweihunderttausend!«

»Dollar?«

»Ja, keine Lire.«

»Auf keinen Fall.«

Levi seufzte. Meine Antwort hatte ihm nicht gefallen. Ich würde immer nein sagen, allein deshalb, weil ich gespannt darauf war, wie weit er gehen würde. Dabei dachte ich nicht unbedingt nur an das Geld, denn es gab noch andere Mittel. Sollten tatsächlich schwarzmagische Kräfte hinter ihm stehen, wofür ich noch keinen Beweis hatte, würden diese sich sehr bald melden, und zwar auf ihre Art und Weise, das stand für mich fest.

»Sie machen einen Fehler, Mr. Sinclair!«

Ich konnte mir das Lachen nicht verbeißen. »Indem ich diese Summe ausschlage?«

»Ja, auch das. Ich weiß natürlich nicht, wie hoch Ihr Einkommen ist, doch als Beamter kann man…«

Ich unterbrach ihn. »Bevor Sie über meine Vermögensverhältnisse nachdenken, Mr. Levi, sollten Sie wissen, daß Geld bei mir keine so große Rolle spielt. Ich habe nämlich geerbt.« Mit dieser Erklärung hatte ich richtig auf den Putz gehauen. Hinzu kam noch etwas. Die Worte hatten Amos Levi aus dem Konzept gebracht. Sie hatte er wohl nicht in seinen Plan mit einbezogen, deshalb war er plötzlich nervös geworden und suchte nach einem neuen Konzept.

»Wer stellt sich schon ein derartiges Möbelstück in die Wohnung?« nahm er den Faden wieder auf.

»Haben Sie das Ihre Auftraggeber auch gefragt?« wollte ich wissen.

»Nein.«

»Was wollen Sie denn damit?«

»Wie bitte?« Er schaute mich an, als wäre er aus einem Traum erwacht. Ich wiederholte die Frage.

»Das weiß ich nicht. Ich bin nur beauftragt worden, Ihnen den Sessel wieder abzukaufen.«

»Und ich gebe ihn nicht her«, erklärte ich lächelnd, aber bestimmt.

Levi hatte die Gläser seiner Brille gesäubert und setzte sie nun wieder auf. »Das ist sehr schade, Mr. Sinclair und vergrößert dabei Ihr persönliches Risiko.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Ganz einfach. Meine Klienten *werden* den Sessel wohl bekommen. Das Wie ist ihnen egal.«

»Erklären Sie das genauer?«

Er legte den Kopf schief. »Haben Sie mich tatsächlich nicht verstanden, Mr. Sinclair?«

»Ich nehme es an, aber ich möchte auf Nummer Sicher gehen. Der Sessel ist nicht verkäuflich, das habe ich Ihnen schon gesagt. Ich sehe nicht ein, daß ich ihn abgebe, denn er ist für mich wichtig. Sie haben von anderen Methoden gesprochen. Darf ich darunter die Methode der Gewaltanwendung verstehen?«

»Nicht nur.«

»Sondern?«

»Es kommen noch andere Dinge hinzu, Mr. Sinclair. Sehr gefährliche, zum Beispiel.«

»Welche denn?«

Er räusperte sich. Beinahe übergangslos war er ins Schwitzen geraten. Zudem schaute er sich so scheu im Zimmer um, als würde er nach irgendwelchen Dingen suchen. Ich behielt ihn genau im Auge, er quälte sich die Antwort regelrecht ab. »Es ist nicht einfach, darüber zu sprechen. Sie wissen ja, wie der Sessel aussieht.«

»Und ob. Er besteht aus Knochen.«

»Ja, aus dem Skelett eines Menschen. Ich weiß es nicht genau, wer dahinter steckt, aber das ist auch egal. Ich möchte Sie nur an das Aussehen des Sessels erinnern. Er besteht aus einem Gerippe, aus Knochen. Gibt Ihnen das nicht zu denken?«

Ich lehnte mich zurück und gab mich locker. »In der Tat gibt mir dies zu denken. Doch ich sehe den Sessel als einmalig an. Da spielt es auch keine Rolle, ob er aus Knochen besteht oder nicht.«

»Er hat eine Geschichte«, flüsterte Levi.

»Na und?«

Er beugte sich vor seinem nächsten Satz vor. Die Worte flüsterte er dann. »Eine geheimnisvolle, eine gefährliche und wahrscheinlich auch eine böse Geschichte.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Das glaube ich Ihnen sogar. Viele alte Stücke haben ihre Geschichte, nur finde ich das gerade interessant, wenn Sie verstehen. Ich bin ein Mensch, der diese Dinge einfach mag. Ich liebe das Geheimnisvolle, und deshalb störte es mich

auch nicht, wenn es bei dem Sessel so sein sollte.«

Er funkelte mich an. »Das können Sie nicht sagen, Sinclair. Sie schaufeln sich selbst Ihr Grab.«

»Wieso das?«

»Man wird Ihnen den Sessel nehmen. Man wird Sie mit Gewalt daran hindern, ihn weiter zu benutzen. Sie spielen nicht nur mit dem Feuer, denn vor ihm kann man sich noch retten. Sie… Sie spielen mit Ihrem Leben, Mr. Sinclair. Sie pokern bereits mit dem Sensenmann, der unsichtbar hinter Ihnen steht und seine Waffe schwingt. Wenn Sie mir den Sessel nicht überlassen, haben Sie Ihr Leben verwirkt. Wollen Sie das nicht endlich begreifen?« Er hatte bei seinen Worten einen knallroten Kopf bekommen, hatte sich aufgeregt, und das wiederum machte mir den Mann im Prinzip sympathisch.

Er hätte nicht so reagiert, hätte er stur auf der anderen Seite gestanden, die zu meinen Todfeinden gehörte. Bei ihm zählte noch das Wort Menschlichkeit. Daher achtete ich ihn. Mit einem Zischen atmete er aus, hob die Arme und deutete mir damit an, daß alles gesagt worden war.

»Sie haben mich also warnen wollen, Mr. Levi.«

»Das zumindest.«

»Und weiter?«

»Wieso weiter?« rief er und mußte sich den Schweiß von seinem Gesicht wischen. »Hat das denn nicht gereicht? Es ist am besten, wenn wir losfahren und den Sessel holen oder ihn…«

»Pardon, Sie meinen, in meine Wohnung?«

»Klar.«

»Dort befindet er sich nicht.«

Die Eröffnung schockte ihn. »Moment mal, der Sessel steht gar nicht in Ihrer Wohnung?«

»Nein.«

»Wo dann, zum Henker?«

Ich lächelte, bevor ich ihm ein weiteres Rätsel aufgab. »Nicht einmal in London, Mr. Levi.«

Sein Mund klappte auf. Er schloß ihn nicht sofort wieder, sondern ließ ihn für eine Weile offen. Ich hörte ihn laut atmen, die Luft schoß aus seiner Kehle. »Das ist ein Hammer«, flüsterte er. »Meine Güte, damit habe ich nicht gerechnet.« Er schaute mir ins Gesicht. »Befindet er sich tatsächlich nicht hier in London?«

»Sie haben richtig gehört.«

»Wo dann?«

Ich lächelte mokant. »Mr. Levi, glauben Sie im Ernst, ich würde Ihnen das verraten? Nein, so etwas kommt nicht in Frage. Ich habe den Sessel ersteigert, ich habe dafür bezahlt, und zwar nicht wenig, und ich werde den Sessel auch behalten. Damit sollten Sie sich endlich

abfinden. Ich gehe dabei keinen Kompromiß ein.«

Er schüttelte sich, als hätte er einen Kälteschock bekommen. »Dann kann ich Ihnen auch nicht mehr helfen. Dann… dann werden Sie vernichtet werden.«

»Noch lebe ich!«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht mehr lange, Mr. Sinclair, nicht mehr lange.«

»Meinen Sie?«

Er sprach nicht, er nickte nur einige Male, und wie er das tat, sah es sehr ernst aus. Ich wollte natürlich wissen, wer mich da auf die Todesliste gesetzt hatte, und ich stellte deshalb die entsprechende Frage.

Amos Levi stierte nach vorn. »Ich kann es Ihnen nicht genau sagen. Es sind«, er suchte nach den richtigen Worten, »verdammt, es sind einfach Wesen.«

»Wie das?«

»Welche, die Sie nicht begreifen können, die auch ich nicht begreife, Mr. Sinclair. Sie sind da, sie leben, sie halten sich versteckt.« Er fuchtelte mit beiden Händen in der Luft. »Sie sind überall, man kann sie nicht sehen. Für sie sind die Grenzen fließend, für uns nicht. Sie sind metaphysisch, sie sind unsichtbar und trotzdem kommen sie in unsere Welt. Zudem sind sie stärker als jeder Mensch.«

Das bekam ich Sekunden später bewiesen, denn die Arme des Mannes waren noch immer gereckt.

So sehr er sich auch bemühte, sie zu senken, er schaffte es nicht. Es schien so zu sein, als würden sie tatsächlich von unsichtbaren Klammern festgehalten. Sein Gesicht zuckte, der harte Schmerz breitete sich darauf aus. Er sah gequält aus, er atmete schneller, dann stöhnte er.

Ich stand auf.

Noch immer hatte er die Hände erhoben. Ich konzentrierte mich auf sie, denn ihre Flächen waren mir zugedreht. Es waren normale Hände, vielleicht mit etwas zu kurzen, kräftigen Fingern und gerade geschnittenen Nägeln. Zwischen den Handflächen und den Fingern wurde das Fleisch durch einige Schwielen ausgebeult. Auch das sah ich als normal an. Deshalb konzentrierte ich mich auf die Handgelenke, denn dort wurde er gehalten. Wenn ich mich nicht irre, dann sah ich die Haut von einer unsichtbaren Kraft eingedrückt.

»Helfen Sie mir«, ächzte der Mann. Die Angst lag wie Fieber in seinen Augen.

Ich ging vor.

Da passierte es.

Ich sah das Blut.

An beiden Handflächen zugleich entstanden die Wunden. Dünn und

schräg, als hätten zwei nicht sichtbare Messer in die Haut hineingeschnitten. Da wußte ich, daß mir Amos Levi keinen Bären aufgebunden oder gescherzt hatte.

Ihm ging es tatsächlich mehr als dreckig…

***

Nein, ich war nicht hilflos, auch wenn ich im ersten Augenblick nicht wußte, was ich tun sollte. Der Mann vor mir hockte noch immer auf dem Bettrand, der Körper war durch den unsichtbaren Druck an den Handgelenken etwas nach hinten gezerrt worden, aber das nahm ich nur am Rande war. Ich merkte etwas anderes. Ein kalter Hauch streifte an mir vorbei. Ein Gruß aus dem Totenreich, und ich ahnte, daß alles so stimmte, wie es mir gesagt worden war.

Es wurde Zeit für mein Kreuz!

Zum Glück hatte ich darin Routine. An der Kette zerrte ich es hervor. Wie ein Blitzstrahl rutschte es an meiner Brust in die Höhe und lag plötzlich frei.

Gleichzeitig ahnte ich die Bewegung an meiner rechten Seite. Ich drehte den Kopf. Ein Schatten, ein Schemen, mehr nicht. Dunkel, vielleicht menschlich? Ich hörte ein wildes Fauchen, sah ein Gesicht, das zu einer Frau hätte gehören können und drehte auch meinen rechten Arm, um es zu treffen.

Es verschwand.

Dann war ich bei Levi.

Er jammerte nur noch. Bevor ich mich für ihn einsetzte, konnte ich noch genau sehen, wie das Blut aus den Wunden quoll und seinen Weg bereits an den Handgelenken entlang gefunden hatte, um in die Ärmel des Hemdes hineinzurinnen, wo es schließlich von dem wolligen Stoff aufgesaugt wurde.

Zwischen den beiden Händen oder Armen gab es genügend Platz für mein Kreuz. Ich wollte es hineindrängen und mit ihm die Hände berühren, als Levi seine Arme wieder normal bewegen konnte, denn den Druck an den Gelenken spürte er nicht mehr.

Erleichterung zeichnete seinen Schrei. Die Arme fielen wieder nach unten. Ich wurde an der linken Seite von seiner blutigen Handfläche gestreift, bevor sie auf dem Bett landete und mit der Innenfläche liegenblieb.

Vorbei…

Levi kippte zurück. Der Oberkörper lag auf der Decke, die Beine ragten noch über den Rand hinaus, und seine Füße hatte er weiterhin auf den Boden gestellt.

Die Brille war verrutscht. In den Augen schimmerte die Feuchtigkeit der Tränen. Ich hätte ihm gern tröstende Worte gesagt, doch zunächst mußte ich mich um die Verletzungen kümmern. Ich ergriff seine

Gelenke und drehte die Hände so herum, daß sie mit den Flächen nach oben lagen und ich mir die Wunden anschauen konnte.

Noch immer quoll es aus ihnen hervor. Da pumpte das rote Blut, aber er hatte Glück gehabt. Die Wunden waren nicht zu groß. Nur zwei kleine Schnitte. Da würden zwei Pflaster reichen.

Ich wollte im Bad nachschauen, ob es Pflaster gab und ließ Levi allein zurück, allerdings nicht schutzlos, denn mein Kreuz lag auf seiner Brust.

Bevor ich das Bad betrat, zog ich meine Beretta. Was immer ich erlebt hatte, war schwerwiegend genug, ab sofort mußte ich mit dem vollen Angriff der finsteren Mächte rechnen, die so urplötzlich aus dem Unsichtbaren erscheinen konnten.

Mit der linken Hand zerrte ich die Tür auf. Der Lichtschalter befand sich glücklicherweise außen am Rand.

Der Raum war hell. Sogar strahlend, denn die Kacheln warfen das Licht zurück.

Ich zielte hinein.

Nichts zu sehen - oder?

Doch in der Wanne entdeckte ich die Gestalt. Sie lag hinter der Tür, ich hatte beim Eintreten nur den hinteren Teil sehen können. Ich war geschockt. Die Gestalt stand in der Wanne. Es war eine nackte Frau mit einem schrecklichen Gesicht, gelben Augen und hochgestellten Haaren. Sie erinnerte mich an eine Leiche, die nicht verwest war, bei der die Haut aber eine andere Farbe angenommen hatte, denn sie schimmerte in den Farben Weiß, Blau und Violett.

Ein fauchender Schrei empfing mich. Da strömte mir ein gewaltiger Haß entgegen.

Ich kam nicht zum Schuß.

Urplötzlich war die Person verschwunden. Von einem Moment zum anderen hatte sie sich aufgelöst, als wäre sie nie zuvor dagewesen, nur wußte ich es besser. Ich trat bis an den Rand der Wanne heran und schaute hinein. Nichts mehr von dem Wesen zu sehen, es hatte nicht einmal einen Geruch hinterlassen.

Ich drehte mich um.

Der Spiegel war klein und nicht als Wandschrank gebaut. Nach einem Pflaster würde ich vergeblich Ausschau halten, aber neben dem Waschbecken lagen Papiertücher aus weichem Zellstoff, die aus der Lücke eines Kartons hervorschauten.

Ich riß einige von ihnen ab und nahm den leichten Kasten mit in das Zimmer. Die Beretta hatte ich weggesteckt. Als ich das Zimmer betrat, hatte sich der Trödler hingesetzt. Um ihn herum war die Bettdecke durch sein Blut verschmiert, und er hielt beide Hände mit den Flächen gegeneinander gepreßt.

Schmerzverzerrt schaute er mich an. Er schluckte, seine Augen

zuckten, sie waren vom Weinen gerötet. Ich sah auch beschlagene Brillengläser. »Pflaster habe ich zwar nicht gefunden, Mr. Levi, aber zeigen Sie mir Ihre Hände trotzdem.«

Er drehte sie herum.

Mit den Tüchern reinigte ich die Umgebung der Wunden vom Blut. Dann drückte ich andere auf die Wunden.

»Danke«, flüsterte er.

»Keine Ursache.« Ich nahm das Kreuz wieder von der Bettdecke hoch und reinigte es ebenfalls von den roten Flecken. Dabei überlegte ich, ob ich Levi von der Gestalt im Bad erzählen sollte, ließ es vorerst bleiben, denn er hatte genug erlebt. Dieses Zimmer war tatsächlich zu einer Falle geworden.

Mich beunruhigte dabei, daß die Gegner aus dem Unsichtbaren gekommen waren und so brutal zugeschlagen hatten. Wer steckte dahinter? Baphomets Schergen? Es war durchaus möglich, daß Levi mehr wußte, als er bisher zugegeben hatte, er sollte auch reden, nur nicht hier auf dem Bett sitzend, was viel zu unbequem war, da er sich nicht anlehnen konnte. Deshalb half ich ihm auf die Beine und führte ihn zu dem Sessel, in dem ich zuvor gesessen hatte. Dort konnte er sich anlehnen, und diesmal nahm ich auf dem Bett Platz, allerdings so, daß ich das Zimmer sehr genau überblicken konnte.

Amos Levi atmete heftig. Er hatte die Hände zusammengelegt und sah aus wie jemand, der beten wollte. Hinter seiner Stirn mußten die Gedanken einen Zickzack-Kurs fahren, was sich ebenfalls auf seinem Gesicht widerspiegelte, denn immer wieder zuckte es, er schüttelte auch den Kopf und sprach zu sich selbst.

Ich hatte mich sehr auf das Kreuz konzentriert und bei ihm wegen einer Erwärmung nachgefühlt.

Sie war ausgeblieben. Ein Beweis, daß die Wesen verschwunden waren? Hoffentlich.

»Wenn Sie jetzt reden wollen, Mr. Levi, ich werde Ihnen genau zuhören. Springen Sie über Ihren eigenen Schatten, bitte. Es wird für uns alle am besten sein.«

Ob er meine Worte gehört hatte, wußte ich nicht, denn er starrte ins Leere. Zu recht machte sich dieser Mann große Sorgen, doch er konnte es einfach nicht für sich behalten. Da kam er allein nicht mehr durch. Er brauchte meine Unterstützung, und ich hatte bewiesen, daß es mir möglich war.

»Ich denke«, sagte er schließlich mit stockender Stimme, »daß sie uns töten wollen und es auch werden.«

»Sorry, Mr. Levi, aber den Pessimismus teile ich nicht. Sie haben es nicht geschafft.«

»Glück«, flüsterte er.

»Meinen Sie wirklich?«

Meine Frage hatte Zweifel in ihm geweckt. »Ich kann es nicht sagen, ich weiß gar nichts mehr, doch ich habe versagt, Mr. Sinclair. Nichts ist mehr so wie sonst.«

»Wieso haben Sie versagt?«

»Weil es mir nicht gelungen ist, Sie davon zu überzeugen, daß Sie den Sessel wieder abgeben.«

Er hatte zwar etwas umständlich gesprochen, im Prinzip aber gab ich ihm recht. Wenn er den Auftrag gehabt hatte, dann hatte er tatsächlich versagt und befand sich nun in einer ähnlichen Lage wie ich. Das sagte ich ihm auch laut und deutlich.

Er nickte. »Ich weiß es.«

»Gut, damit ist schon etwas gewonnen.«

»Was denn?«

»Ganz einfach. Wir wissen jetzt, daß wir uns aufeinander verlassen können. Wir werden uns wohl nicht mehr in den Rücken fallen. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein.«

»Wunderbar. Da dies so ist, können Sie mir ruhig die gesamte Wahrheit erzählen. Ich denke schon, daß es Sie auf eine gewisse Art und Weise erleichtern wird.«

Er schnaufte durch. »Die Wahrheit?« sagte er und lachte dabei. »Wo soll ich beginnen?«

»Da wo Sie herkommen, in New York.«

Mit dem Handrücken wischte er über seine Stirn. »Da gibt es nicht einmal viel zu sagen. Ich habe vor kurzem Besuch bekommen, und es ging eigentlich richtig an, als ich in meinem Stammlokal saß und ein frugales Dinner zu mir nehmen wollte, einen koscheren Eintopf. Ich war kurz auf der Toilette und fand nach meiner Rückkehr den abgeschnittenen Finger mitten in meinem Essen.«

Ich schluckte und konnte nicht vermeiden, daß ich leicht blaß wurde. Ein abgeschnittener Finger im Essen, das war verdammt nicht eben appetitlich. Es dauerte etwas, bis ich meine Überraschung verdaut hatte, dann erkundigte ich mich nach Einzelheiten.

Er berichtete sie. Diesmal redete Amos Levi ohne Scheu. Er erklärte mir, wie schlimm alles gewesen war und auch der Besuch dieser beiden schrecklichen Wesen, die ihn zu dem Plan, in dessen Mittelpunkt eigentlich ich stand und nicht der Sessel, gezwungen hatten.

»Es waren also zwei Wesen oder Dämonen, wie immer man sie auch bezeichnen mag.«

»Das stimmt.«

»Können Sie die beiden beschreiben?«

»Warum denn?«

»Bitte, Mr. Levi.« Ich lächelte ihm zu. »Es ist in diesem Fall sehr

wichtig für mich, denn es könnte sein, daß ich eines dieser Wesen gesehen habe.«

Er räusperte sich. »Nun ja, wissen Sie… das ist nicht einfach. Sie sind wohl irgendwo Menschen gewesen, aber auch wiederum nicht. Für mich waren es eben Wesen oder Kreaturen, die aus einer anderen Welt stammten, aus einem Dämonenreich, falls es so etwas überhaupt gibt, Mr. Sinclair.«

»Das denke ich schon. Aber reden Sie weiter.«

In den folgenden Minuten bekam ich meine Beschreibung, immer wieder unterbrochen durch tiefes Luftholen oder Kopfschütteln. Für Amos Levi war nicht das Aussehen der beiden Gestalten so schlimm, sondern die Tatsache, daß sie es schafften, zwischen den Welten zu pendeln. Genau dies konnte er nicht fassen.

Ich erklärte ihm, daß ich die ›Frau‹ im Bad entdeckt hatte und sah, wie er zusammenzuckte. »Dann war sie hier.«

»Jetzt ist sie weg.«

»Und der Mann mit der Axt?«

»Den habe ich nicht gesehen.«

Er nickte, bewegte danach den Kopf leicht kreisend und schielte auch gegen die Decke. Wo er auch hinsah, ob zur Seite oder nach oben, es gab nichts zu sehen. »Man kann sie nicht erkennen«, flüsterte er, »das ist für mich am schlimmsten. Ich… ich sehe es als grauenhaft an, aber was soll ich denn machen?«

»Zunächst bei mir bleiben.«

Mit dieser Aufforderung hatte er nicht gerechnet. »Wie meinen Sie das denn? Wollen Sie sich einfach so in Gefahr begeben?«

»Die Gefahr bin ich gewohnt. Es ist wirklich besser für Sie, wenn ich Sie nicht aus den Augen lasse.«

Levi hob die Schultern. Wie er auf dem Bett saß, sah er aus wie ein Häufchen Elend. »Das ehrt mich zwar irgendwo, aber Sie selbst begeben sich dabei auch in eine große Gefahr, das wissen Sie sicherlich.«

»Davon gehe ich aus. Nur nehmen Sie zur Kenntnis, daß es mein Job ist, mich in Gefahr zu begeben. Sie wissen, daß ich Polizist bin und entsprechend geeignet, um…«

Er ließ mich nicht ausreden. »Aber nicht bei solchen Dingen und Vorgängen. Das hat doch nichts mit einem Polizeieinsatz zu tun.«

»Gerade doch, Mr. Levi. Ich habe den Sessel nicht ohne Grund ersteigert. Und die andere Seite weiß genau, wer ihn bekommen hat. Sie werden alles unternehmen oder haben es schon unternommen, um den Sessel wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Das wird nicht so einfach sein. Für mich ist es wichtig, daß ich an die beiden herankomme und natürlich auch die Hintergründe klären kann.«

Er nickte. »Ja, das glaube ich Ihnen sogar. Da… da haben Sie

bestimmt nicht gelogen.«

»Auf keinen Fall.«

»Aber wie sollen Sie mich denn schützen?« Seine Frage klang verzweifelt. »Gibt es überhaupt einen Schutz gegen den Tod aus dem Unsichtbaren, Mr. Sinclair?«

»Sie haben es erlebt.«

Er beugte den Oberkörper vor. »Durch das Kreuz?«

»Unter anderem.«

»Ist es eine Wunderwaffe?«

Ich lächelte schmal und stand auf. »Wenn Sie es als eine solche ansehen und es Ihnen den nötigen Mut gibt, mir soll es recht sein. Sehen Sie es als Wunderwaffe an. Das zum einen. Zum anderen möchte ich Ihnen sagen, daß wir beide nicht allein bleiben werden. Ich sehe hier ein Telefon und werde deshalb meinen Freund und Kollegen Suko anrufen, damit er kommt und uns begleitet. So sind wir immerhin zu zweit, die sich gegen die Wesen stellen können.«

Amos Levi atmete so scharf aus, daß die Luft sogar mein Gesicht erreichte. »Ich muß Ihnen ein Kompliment machen. Mr. Sinclair.«

»Wieso?«

»Nun ja, Sie haben mir den Mut zurückgegeben. Zumindest einen kleinen Teil davon.«

»So sollte es auch sein.«

Ich nahm den Hörer ab, wählte erst eine Null und danach die Nummer meines Freundes. Ich hatte ihn gebeten, im Büro zu warten, was er auch getan hatte. Seine Stimme klang ziemlich brummig, als er sagte: »Das wurde auch Zeit, Alter.«

»Es ging nicht so schnell.«

Er schaltete sofort. »Ärger?«

»Ja, und nicht einmal ein sehr kleiner. Ich möchte dich gern hier bei uns haben. Setz dich in den Flitzer und versuche, das Hotel so schnell wie möglich zu erreichen.«

»Okay, wo treffen wir uns?«

»In der Halle.«

»Ihr wartet dort?«

»Ja.«

»Dann bis gleich.«

Ich wußte, daß ich mich auf meinen Freund hundertprozentig verlassen konnte. Levi und mir blieb noch Zeit genug, um in die Halle hinabzufahren. Ich nickte meinem Schützling zu. »Kommen Sie, Mr. Levi, wir haben es hinter uns.«

Er war sich nicht sicher. »Meinen Sie?«

»Sicher.«

Er stand auf, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen. Ich wollte mir seine Hände noch einmal anschauen und stellte fest, daß der dünne

Zellstoff blutgetränkt war. Beide ›Verbände‹ waren nur mehr blutige Klumpen. Zum Glück war genügend. Material vorhanden, um die Verbände erneuern zu können. Das taten wir im Bad. Mit Wasser reinigte er sich die Handflächen. Ich sah die offenen Schnitte und fragte leise, welche Waffe wohl aus dem Unsichtbaren die Hände verletzt hatte.

»Das Beil, denke ich.«

»Die Waffe von dieser männlichen Gestalt?«

Im Spiegel sah ich, wie er mir zunickte. »Klar, Mr. Sinclair. Ich kann mir keine andere Lösung vorstellen. Es… es muß einfach so gewesen sein, glauben Sie mir.«

Er verband sich die Wunden wieder, war damit aber nicht zufrieden und brachte mich dazu, daß ich die beiden Handtücher zerschnitt und daraus Verbände machte, die ich um seine Hände drehte.

Während des Schneidens hatte er meinen Dolch bestaunt, der auch für diese Dinge taugte. »Ein wunderbares Stück«, flüsterte er.

»Stimmt, und darauf bin ich stolz.«

»Wäre ich auch.« Er fragte nicht mehr weiter, und ich ließ die Waffe wieder verschwinden.

Amos Levi war zufrieden. Er zurrte die Knoten an den Handseiten selbst fest und konnte zum erstenmal seit längerer Zeit wieder-lächeln. Dabei schaute er mich an. »Ich bin jetzt davon überzeugt, daß wir es schaffen, Mr. Sinclair, ja, das bin ich.«

Ich wollte ihm den Optimismus nicht nehmen und gab meine Antwort nur nickend. Tatsächlich aber hatte ich meine Bedenken, denn so überzeugt war ich nun auch nicht. Wenn alles so zutraf, wie ich es gehört hatte, dann mußten wir noch einige Hindernisse überwinden, denn so schnell gab die andere Seite nicht auf. Wer immer auch diese gefährlichen Gestalten geschickt hatte, sie waren nicht eben als harmlos einzustufen, und der Gang in die Halle konnte durchaus zu einem magischen Spießrutenlaufen werden. Da verließ ich mich wieder auf mein Gefühl.

»Sie machen kein glückliches Gesicht, Mr. Sinclair.«

»Finden Sie?«

»Ja. Und diesmal habe ich den Eindruck, als hätten Sie mir etwas verschwiegen.«

Ich lächelte etwas schief. »Nun ja, manchmal kann er täuschen, aber Sie haben recht. Noch sind wir nicht in absoluter Sicherheit.«

»Wann wird das passieren?«

»Sobald diese beiden Gestalten vernichtet sind.«

»Sie trauen es sich zu mit Ihrem Kreuz?«

»Das muß ich wohl - oder?«

Er hob die Schultern und wollte sich aus dem Bad drängen. Dagegen hatte ich etwas. Auf Überraschungen mußten wir gefaßt sein, deshalb

ging ich vor und hängte mir das Kreuz um.

Niemand hielt sich in dem schmalen Flur zwischen der Tür und dem eigentlichen Zimmer auf. Die Luft war rein, ich drehte mich um und nickte Amos Levi zu.

»Kommen Sie.«

Wenig später hatten wir das Hotelzimmer verlassen.

***

Im Flur waren wir stehengeblieben, und zwischen den Wänden lag noch immer die trübe Düsternis, als hätte jemand nur die Notbeleuchtung eingeschaltet. Es waren die normalen Deckenlampen. Hier wurde halt Strom gespart. Wir mußten uns nach links wenden, weil dort die Fahrstühle lagen. Mehr als zwei gab es nicht, und vom Ende des Ganges kam uns ein Gespenst entgegen. Zumindest sah das Zimmermädchen in ihrer hellen Kleidung aus der Distanz so aus. Sie kam auf uns zu, schaute uns an, grüßte und ging vorbei.

Amos Levi lachte leise. »Wissen Sie, was ich gerade gedacht habe, Mr. Sinclair?«

»Wahrscheinlich das gleiche wie ich.«

»Ja, ein Gespenst. Da sieht man wieder, wie verrückt man sich doch machen kann.« Er blieb so dicht neben mir, daß wir uns immer wieder berührten. Möglicherweise gab ihm das die nötige Sicherheit.

Ein Flur wie ein Tunnel, der nur dort etwas heller wurde, wo sich die anderen Flure kreuzten, eine größere Fläche entstanden war und wir auch die Fahrstühle fanden.

Ich betätigte den Kontakt, um den Lift hochzuholen. Levi stand neben mir und schaute sich immer wieder um. Die Verbände an seinen Händen leuchteten weiß wie Schnee. Wahrscheinlich erinnerte er sich gerade an die Szenen, denn immer wieder rannen Schauer über seinen Rücken.

Der Lift ließ sich Zeit.

War das in diesem Hotel normal? Ich kannte die Antwort nicht, rechnete aber mit einer Falle und erinnerte mich daran, daß die Kabinen nicht besonders groß waren. Wer viel Phantasie hatte, der konnte sich vorkommen wie in einem hochkantstehenden Sarg.

Von einem Sarg hatte mir Amos ebenfalls berichtet. Er war nicht wieder aufgetaucht. Wahrscheinlich würde er erst dann erscheinen, wenn ich tot war. Soweit wollte ich es allerdings nicht kommen lassen. Endlich erschien Licht hinter dem kleinen Sichtfenster, der Fahrstuhl war da. Amos wollte schon einsteigen, ich aber drückte ihn zurück. »Nein, nein, lassen Sie mich mal.«

»Trauen Sie dem Braten nicht? Dann hätten wir doch die Nottreppe nehmen können.«

»Vielleicht haben die anderen darauf nur gewartet.«

Als ich die Tür aufzog, hörte ich sein gemurmeltes ›Kann sein‹. Ich schaute in die Kabine.

Sie war leer.

Kein Monster, keine Gefahr - oder? Ich schaute mich um und blickte auch zur Decke. Da war nichts, was auf eine Falle hingedeutet hätte. Sogar die Beleuchtung war eingeschaltet. Die Lampen waren hinter den Leisten, dicht unter der Decke versteckt, so daß die Helligkeit zumeist nach oben strömen konnte.

»Alles klar?«

Amos erhielt keine Antwort. Ich betrat den Lift, und er folgte mir. Ich drückte auf den Knopf mit dem H für *hall*.

Levi lehnte an der Wand. Er war bleich und leicht in den Knien eingesackt, doch so schlecht wie vor einer guten halben Stunde ging es ihm nicht mehr. »Irgendwie habe ich das Gefühl, daß wir es überstanden haben, Mr. Sinclair.«

»Das hoffe ich für uns.«

Der Lift fuhr an. Er zitterte etwas, und ich dachte daran, ob es normal war. Es war kein Expreßlift, er fuhr mit normaler Geschwindigkeit, mir aber kam es so vor, als wäre er gerade in unserem Fall langsamer als üblich. Da stimmte etwas nicht. Während wir nach unten glitten, hatte ich das Gefühl, daß wir beide zusammen mit dem Lift auf der Stelle schwebten. So als würde man sich auf einem Laufband bewegen und nicht von der Stelle kommen, weil das Band in die entgegengesetzte Richtung führte.

Ich sah Levis besorgten Blick und hörte danach seine Frage. »Sagen Sie, ist das normal?«

»Was?«

»Daß ich den Eindruck habe, überhaupt nicht von der Stelle zu kommen, sondern irgendwo zu schweben, zwischen Himmel und Erde meinetwegen, in einem Käfig, der sich für die neue Richtung noch nicht hat entscheiden können.« Er wartete auf meine Antwort. Als sie nicht spontan erfolgte, hakte er nach. »Habe ich recht?«

»Kann sein.«

»Sie demnach auch?« Ich nickte.

Er blickte mich an. »O verdammt«, flüsterte er dann. »Jetzt haben Sie uns. Hier kommen wir nicht raus. Oder haben Sie eine Idee, wie wir uns befreien sollen.«

Ich mußte ihn beruhigen und sagte deshalb: »Noch steht es nicht fest, Mr. Levi.«

»Ja, ja«, sagte er wesentlich lauter. »Aber denken Sie daran, daß wir beide das gleiche Gefühl gehabt haben. Wir können uns doch nicht zu gleicher Zeit irren.«

Damit hatte er den Punkt getroffen. Ich wollte nicht mehr reden, weil mich das zu sehr ablenkte.

Zunächst trat ich an die Tür, weil ich dort ein Geräusch gehört hatte. Die Tür bestand aus zwei Metallhälften, die aufeinander zugefahren waren, als wir den Kontakt betätigt hatten. Sie zitterten und prallten aufeinander. Immer wieder.

»Schüttelt da jemand?« flüsterte Levi.

Ich hob die Schultern und konzentrierte mich auf die Fahrerei. Es sollte einfach nicht sein. Noch immer war es mir unmöglich, festzustellen, ob wir nun fuhren oder nicht. Nach wie vor konnten wir mitten im Schacht zwischen den Stockwerken stehen und nur das Gefühl haben zu fahren oder eben nicht von der Stelle zu kommen.

Der Lift war manipuliert worden, und ich dachte daran, ob es nicht doch besser gewesen wäre, hätten wir die Treppe genutzt. Ich hatte wahrscheinlich die anderen Kräfte mehr im Unterbewußtsein unterschätzt und merkte jetzt, wie auch mir der Schweiß aus den Poren brach und ein dünnes Muster auf der Stirn hinterließ.

Ich drehte mich um.

Amos Levi hatte sich gegen die gegenüberliegende Wand gedrückt. In seinen weit geöffneten Augen schimmerte die Panik. Wahrscheinlich sah er sich schon zerschmettert inmitten der Fahrstuhltrümmer unten im Kellerschacht liegen. »Das wird eine Reise in die Hölle!« keuchte er. »Der Teufel wartet bereits mit offenen Armen auf uns. Verdammt, da komme ich nicht mehr mit.«

Ich winkte ab. »Langsam, langsam, das packen wir schon.«

»Wie denn?« Er sprach mit einer Stimme, die ich kaum wieder erkannte, so fremd war sie geworden.

»Abwarten.«

Ich hatte festgestellt, daß sich bei meinem Kreuz etwas tut. Es erwärmte sich und leitete diese Wärme weiter bis zu meiner Brust hin. Für mich ein Zeichen, daß uns eine böse Magie umgab, die sich allerdings noch außerhalb der Kabine hielt.

Der Händler bewegte nur mehr seine Augen. Er konnte nicht so schnell überall hinschauen, wo er es wollte. Immer wieder stöhnte er dabei auf und schüttelte sich auch.

»Bleiben Sie bitte ruhig!« flüsterte ich ihm zu. »Es wird alles wieder okay werden.«

»Das sagen Sie, verdammt!«

»Stimmt.«

Ich löste mich von meinem Platz, um in die Mitte der kleinen Kabine zu gehen. Zudem wollte ich auch herausfinden, an welcher Stelle sich die andere Magie besonders stark konzentrierte. Nur einen kleinen Schritt kam ich weit, da begann die Sache mit dem Licht.

Es verlosch nicht, aber es flackerte.

Sehr unruhig sah es aus. Hell, dunkel, wieder hell, dann dunkel, und die Hälfte der Lampen fiel aus.

Wir hörten ein Zischen und leises Klirren, als das dünne Glas zu Bruch ging. Einige Splitter, eingehüllt in Glasstaub, regneten auf uns nieder.

»Jetzt haben sie uns«, sagte Levi.

Ich schüttelte den Kopf. »Noch nicht!«

Er streckte mir die beiden verbundenen Hände entgegen, mehr eine Geste. »Verdammt noch mal, die können doch mit uns machen, was sie wollen. Sie beherrschen alle Tricks, die sind uns Menschen voraus, weil sie eben keine Menschen sind.«

Ich ließ den Mann reden und beschäftigte mich statt dessen mit der Fahrstuhldecke, weil ich den Eindruck hatte, daß die Gefahr dort lauerte.

Ich irrte mich nur zur Hälfte.

Sie hatte uns bereits eingekreist, lauerte nicht nur über unseren Köpfen, sondern auch an den Füßen, und sie erschien synchron an beiden Stellen.

Levi sah es.

»Da, das Gesicht!« Sein Zeigefinger schnellte vor, er wies in die Tiefe, und ich schaute sofort hin.

Unter den Füßen erkannte ich das wie aufgepumpt wirkende Gesicht der Frau mit den kalten, gelben Totenaugen. Den Mund hatte sie verzerrt. Sie grinste wie ein unter Tollwut stehendes Raubtier. Ich sah steile Zähne, die keine Ähnlichkeit mit einem menschlichen Gebiß aufwiesen. Das da unten war ein Tier, ein dämonisches Etwas, aus den Tiefen der Hölle entlassen und in unsere Welt hineingezerrt.

»Da oben auch!« Levis Stimme klang verzweifelt. Er hatte sich geduckt und gleichzeitig schräg mit der Schulter gegen die Innenwand des Fahrstuhls gedrückt. Sein Atem klang hechelnd. Als er den Kopf schüttelte, tropfte Speichel aus seinem Mund.

Über uns lauerte der Henker. Er schien flach auf dem Dach der Kabine zu liegen und hatte sich hart durch die Verkleidung gedrückt. Sein Gesicht wirkte auf mich wie ein bösartiges Gebilde. Die Wunde in der Stirn schuf innerhalb der kalkiggrünen Blässe ein blutiges Mal, und der rote Streifen löste sich auch jetzt nicht. Die Gestalt hatte ihre fürchterliche Waffe mitgebracht und so niedergelegt, daß sie sich an seiner rechten Kopfseite befand und mit der Schneide nach unten zeigte. Ich sah sie zum erstenmal überdeutlich. Die Schneide glänzte wie ein scharf geschliffenes Schwert. Damit konnte man schon Köpfe abtrennen, ohne sich großartig anstrengen zu müssen.

Neben mir nahm ich die Bewegung wahr. Amos Levi hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen.

Er rutschte rücklings an der glatten Liftwand entlang nach unten. In der Hocke blieb er. Als er sprach redete er mehr gegen seine Handballen, ich hörte die Worte nur dumpf und unterdrückt.

»Tun Sie etwas, tun Sie etwas!«

Das wollte ich auch.

Über mir grinste die Fratze. Ich hörte ein leises Knirschen, als sich die Axt bewegte und mit der scharfen Schneide über das Holz kratzte. Auch der Mund bewegte sich, blasse Lippen zogen sich in die Breite, und die Gestalt schickte mir ein mehr als teuflisches Grinsen entgegen.

Das Kreuz hatte sich erwärmt. Es stand kurz davor heiß zu werden. Ich mußte mir sehr schnell etwas dazu einfallen lassen, und es gab eigentlich nur eine Chance.

Runter mit dem Kreuz und es in die Höhe schleudern.

Ich fing damit an, die Kette über meinen Kopf zu streifen. Als sie durch das Haar fuhr und sich fast darin verhing, da merkten die beiden Wesen, daß ich mich wehren wollte.

Jetzt handelten sie.

Im nächsten Augenblick schrieen Levi und ich auf, als der Fahrstuhl plötzlich nach unten sackte. So schnell, daß ich mit meinem Körpergewicht nicht nachkam, für einen Moment sogar über dem Boden schwebte und mir der Gedanke durch den Kopf schoß, daß wir in den nächsten Sekunden zusammen mit der Kabine zertrümmert würden.

Ich stand noch, und ich warf mein Kreuz hoch. Eine Reflexbewegung, mehr nicht.

Es traf die Decke, es prallte dort ab, trudelte dem Boden der Kabine entgegen und trappelte auch dort mit einem singenden Geräusch wieder ab.

Gleichzeitig, jedenfalls nahm ich es so wahr, bekamen wir gemeinsam den mächtigen Hieb. Wir konnten uns nicht mehr halten, weil das irre Tempo des Fahrstuhls gestoppt wurde.

Die Gegenkräfte schleuderten mich durch die Kabine, gegen die Wand, von der ich abrutschte und mit einer torkelnden Bewegung hinfiel, wobei mir der Händler noch in den Weg rollte und wir übereinanderkippten.

So blieben wir erst einmal liegen.

Wir taten nichts und wunderten uns beide, daß wir noch lebten. Mein Begleiter sagte etwas in seiner jüdischen Sprache, es konnten Stoßgebete oder Danksagungen sein, und beide waren vonnöten, denn wir hatten mit viel Glück unser Leben retten können.

Seine Hand tastete über meinen Körper. Ich hörte Levi schluchzen. »Sorry, Sinclair, aber ich muß nur hinfassen, um zu wissen, ob wir auch noch leben.«

Ich hielt seine Hand fest. »Klar, wir haben es geschafft. Wir leben noch. Sogar sehr gut.«

»Bis auf mein Knie.«

»Wieso?«

»Das habe ich mir gestoßen.«
Ich lachte. »Nehmen Sie es als Erinnerung mit nach Hause.«
»Wie sich das anhört, nach Hause«, murmelte er, als ich dabei war, mich aufzustützen. Es wurde auch Zeit, denn plötzlich öffnete sich die Fahrstuhltür wie ein großes Maul, und verdutzte Gesichter schauten uns beiden zu. Es war nicht alltäglich, daß sich zwei erwachsene Männer aus einer liegenden Lage befreiten und eine dem anderen dazu noch auf die Beine half. Ich hatte Amos Levi gestützt, denn sein Knie mußte stärker in Mitleidenschaft gezogen sein, weil er humpelte.
»Dürfen wir denn mal vorbei?« erkundigte ich mich.
Man schuf uns Platz. Nur ein junger Mann konnte sich eine Bemerkung nicht verkneifen. »Turnt man jetzt in den Fahrstuhlkabinen?«
»Klar, wir spielen Tarzan, und mein Freund machte heute die Jane.«
Wir gingen an den noch immer verdutzten Gästen vorbei in die Halle und blieben nahe einer Säule stehen, wo Amos Levi erst einmal nach Luft schnappte. Dann schaute er sich die Brille an, deren Gestell leicht verbogen war.
»Ich zittere noch immer!«
»Kann ich verstehen.«
»Das war der zweite Angriff, der ihnen nichts gebracht hat«, sagte er leise, »aber alle guten Dinge sind drei. Ich denke, daß sie sich für einen dritten etwas anderes einfallen lassen. Und sie wissen auch, daß ich jetzt auf Ihrer Seite stehe.«
»Was trotz allem gut für Sie ist.«
»Meinen Sie?«
»Klar doch.«
»Wir werden sehen.« Er schaute sich um und sah nicht weit entfernt die Hallenbar, die zu dieser Zeit schon geöffnet hatte. Es war dort nichts los. Ein Keeper in schwarzer Weste und weißem Hemd putzte Gläser. Dabei schaute er sich vergeblich nach Gästen um.
»Wie wäre es mit einem Drink?« fragte Levi. »Den bin ich Ihnen, so denke ich, schuldig.«
Ich hatte nichts dagegen. Zudem wollten wir meinen Freund Suko in der Halle erwarten.
Wir verließen nach wenigen Schritten den Teppichbelag und erreichten den Marmorboden im Bereich der Bar. Der Untergrund sah grau und weiß aus, die Hocker waren mit einer ebenfalls grauen Sitzfläche aus Stoff bezogen. Am schmalen Ende der hufeisenförmigen Theke ließen wir uns nieder.
Von hier aus konnten wir auch den Eingangsbereich überblicken, und darauf kam es mir besonders an.
Amos Levi stützte die Ellenbogen auf die Theke und schüttelte den Kopf. »Ich bin noch immer benommen. Wenn ich daran denke,

überkommt mich das große Zittern.«

»Das geht vorbei.«

»Sie sagen das so. Wahrscheinlich sind Sie es gewohnt.«

»Kann man behaupten.«

Der Keeper erkundigte sich nach unseren Wünschen, und ich schaute Amos fragend an.

»Einen Kaffee und einen doppelten Cognac.«

»Sehr wohl.«

»Für mich auch.«

»Danke. Geht das aufs Zimmer?«

»Nein, ich zahle bar«, sagte Levi.

Ich kramte Zigaretten hervor und bot meinem Nebenmann ein Stäbchen an. »Nein, danke, nicht mehr.«

»Ist auch besser, aber manchmal überkommt's mich eben. Das ist jetzt wieder der Fall.«

Die Espressomaschine zischte, die Brühe lief schwarz in die Tassen. Der Cognac war schon serviert worden, und Amos umklammerte den Schwenker mit beiden Händen, damit das Zittern nicht so auffiel. »Ich trinke auf die zweimalige Lebensrettung«, sagte er leise. »Beim erstenmal hätte mir das Schwein wahrscheinlich die Pulsadern aufgeschnitten.«

»Cheers«, sagte ich.

Levi kippte den Cognac weg und schüttelte sich. Ich trank ihn langsamer, widmete mich meinem Kaffee und spülte mit beiden Getränken meinen Mund aus, wo sich ein leichtes Brennen ausbreitete, das später in Richtung Magen wanderte und ihn durchwärmte.

»Ich begreife es noch immer nicht«, sagte Levi. »Es geht um den verdammten Sessel. Hätte ich ihn doch nicht angenommen!«

»Von wem haben Sie ihn bekommen?«

Levi verzog den rechten Mundwinkel. »Sie sind ja nicht vom Finanzamt, nehme ich mal an.«

»Da würde ich mich auch eher erschießen.«

»Okay. Ich habe ihn schwarz gekauft, wie man so schön sagt. Das ist in unserer Branche üblich. Viele Händler haben Geheimkassen, um bestimmte Schnäppchen machen zu können. Ich wollte ihn auch nicht in die Auktion geben, jedenfalls hatte ich das nicht vor, aber es ist, verdammt noch mal, andersgekommen.«

»Wer hat Ihnen den Sessel denn verkauft?«

»Mr. Nameless.«

»Wie bitte?«

»Sie haben richtig gehört. Ein Mann, der keinen Namen hatte. Eben Mister Namenlos.«

»Wie nett. Wie sah der Mann aus?«

»Es war Nacht und…«

»Sagen Sie nur nicht, daß auch noch Nebel war.«

»Nein, das nicht. Aber es war Nacht, sehr düster sogar. Wir haben uns an einem Highway-Parkplatz getroffen. Genau dort fand die Übergabe dann statt. Ich bekam die Ware, er das Geld, und die Sache war einfach erledigt.«

Das konnte ich nicht glauben. »Sie haben nichts von dem Mann gesehen? Kein Gesicht, keine…«

»Es war nicht nur dunkel, Mr. Sinclair, der Kerl trug auch noch einen Hut und hatte die Krempe tief in die Stirn geschoben. Es war ein Weißer, das kann ich Ihnen sagen, mehr aber nicht.« Er schlürfte seinen Kaffee und bestellte dann noch einen Cognac, den er dann langsam trank, tief in Gedanken versunken. »Hätte ich das alles vorher gewußt, mein Gott, ich hätte die Finger davon gelassen. Doch hinterher ist man immer schlauer.«

»Das stimmt.«

Er setzte das Glas ab und fragte: »Jetzt möchte ich gern wissen, wie es weitergeht. Haben Sie vielleicht eine Idee, wie wir aus dem Schlamm wieder herauskommen?«

»Im Moment gibt es nur ein Ziel. Wir müssen die beiden Dämonen vernichten.«

»So richtig voll?«

Ich mußte über seine Frage lachen. »Ja, auch so, wenn Sie das beruhigt. Wir haben Sie nicht richtig erwischt.«

»Sie haben sie nicht richtig erwischt? Ich habe dabei nicht noch einmal die zweite Geige gespielt.«

»Kommen Sie, Mr. Levi, Sie haben sich tapfer gehalten.«

»Ach, hören Sie auf.« Er fuhr wieder durch sein Haar. »Das ist mir alles nicht gelungen. Ich bin eben zu alt. Am meisten ärgert es mich, daß ich in meinem Alter noch diesen Fehler begangen habe. Da sollte man doch schon weise werden.«

»Wie alt sind Sie denn?«

»Sechzig!«

Ich winkte ab. »Da fangen Leute heutzutage erst an.«

»Lassen Sie den Trost, er paßt nicht, Mr. Sinclair. Kommen wir wieder zur Sache. Wann und wie würde es Ihnen denn gelingen, die beiden Gestalten zu vernichten?«

»Wenn ich direkt vor ihnen stehe und ihnen keine Chance mehr gebe, schnell zu verschwinden.«

»Das wird schwer sein.«

»Ich weiß.«

»Die können sich sofort in ihre unsichtbare Welt zurückziehen. Da haben Sie immer das Nachsehen, finde ich.« Er winkte ab. »Aber ich will nicht klagen, wir müssen eben sehen, daß wir aus diesem Dreck wieder herauskommen.«

»Das schaffen wir.«

Amos Levi wollte mir nicht so recht glauben. »Und wie bitte, sollen wir das anstellen?«

Ich trank von dem heißen Kaffee und spülte mit Cognac nach. Es tat noch immer gut, die Wärme im Magen zu spüren, und ich geriet sogar allmählich ins Schwitzen. »Indem ich Sie in Sicherheit bringe«, erklärte ich.

Levi sah aus wie jemand, der sich weder für ein Lachen noch für ein Weinen entscheiden kann. Er tat beides nicht, sondern redete. »Hören Sie, Mr. Sinclair, ich will Ihnen ja nichts, aber haben Sie sich dabei nicht etwas viel vorgenommen?«

»Nein. Sie vergessen, daß wir meinen Partner herbestellt haben. Und auf ihn ist Verlaß.«

»Noch habe ich ihn nicht gesehen.«

»Keine Sorge, Sie werden ihn noch zu Gesicht bekommen, denn der Verkehr hier in London ist nicht weniger schlimm als der in New York. Man bleibt oft stecken.«

»Wo wäre denn die Sicherheit?« erkundigte er sich nach einiger Zeit des Nachdenkens. »Überzeugt haben Sie mich nicht, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß man sich vor diesen Wesen überhaupt in Sicherheit bringen kann. Die halten ihre Feinde unter Kontrolle. Sie haben wieder verloren, aber sie werden nicht aufgeben. Ich bin davon überzeugt, daß sie uns noch immer unter Kontrolle halten. Nur wir können sie nicht sehen, und genau das bereitet mir Sorge. Sie haben das Kreuz, Mr. Sinclair. Darf ich fragen, mit welch einer Waffe sich Ihr Freund gegen die bösen Mächte wehren will?«

»Ihm wird schon was einfallen.«

»Das ist zu vage.« Er regte sich auf. »Können oder wollen Sie nicht konkret werden.«

»Ruhe«, sagte ich. »Keine Sorge. Wenn die beiden erscheinen, wird sich mein Freund zu wehren wissen. Unter anderem mit einer Peitsche, der sogenannten Dämonenpeitsche. Sie ist so stark, daß sie es schafft, gewisse Dämonen zu vernichten.«

»Auch diese beiden?«

»Die ebenfalls.«

Levi knetete sein Gesicht. Dabei verrutschte seine Brille. Er rückte sie wieder zurecht und schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, was mir die ganze Zeit über nicht aus dem Sinn geht?«

»Sie werden es mir sagen.«

Er nickte heftig. »Und ob ich es Ihnen sagen werde. Diese Kreaturen sind bewaffnet, das wissen *Sie,* das weiß *ich.* Sie können sich im Unsichtbaren ebenso aufhalten wie im Sichtbaren. Für uns gibt es Grenzen, für sie nicht. Und jetzt kommt das, auf das ich hinauswill. Stellen Sie sich mal vor, sie greifen uns aus dem Unsichtbaren an.

Blitzschnell schlagen sie zu. Da haben wir keine Chance. Sie werfen ihre Waffen aus dem Unsichtbaren, die dann die Grenzen überwinden, sichtbar werden und uns erwischen. Wir können uns nicht wehren, wir können sie nicht sehen, wir bekommen sie nur mit. Volles Rohr, ein Hammer…« Er schüttelte den Kopf. »Mein Gott, wie rede ich denn? Irgendwo habe ich recht. So ist das dann. Haben Sie daran schon gedacht?«

»Ein wenig.«

»Schön.« Er trommelte mit den Fingerspitzen auf die Thekenplatte. »Und das bereitet Ihnen keine Angst?«

»Nein!«

»Mir aber.« Er holte tief Luft, das trommelnde Geräusch verstummte. Er sprach auch nicht mehr, und ich bekam genau mit, wie er die Luft anhielt und über die Bar hinwegstarrte, als wäre er erst jetzt von dieser glitzernden Pracht geblendet.

Seine Reaktion gefiel mir nicht. »Was haben Sie, Mr. Levi?«

Steif saß Levi auf dem Hocker. Auch irgendwie in einer Startposition. »Himmel, ich spüre es, Sinclair. Ich spüre den verdammten Luftzug an meinem Nacken. Wissen Sie, was das bedeutet?« Die Antwort gab er sich selbst. »Sie sind da. Sie sind sogar in der Nähe. Sie lauern hinter uns und beobachten uns. Verdammt, ich glaube, daß meine Befürchtungen zutreffen. Wenn sie jetzt angreifen, haben wir verloren.«

Das konnte stimmen. Seine Worte hatten auch mich beunruhigt. Zum Glück hatte ich das Kreuz nicht wieder vor die Brust gehängt. Es befand sich in meiner Tasche. Ich holte es hervor, hielt aber die Faust noch um den Gegenstand geschlossen. »Was ist, Mr. Levi, sind sie noch immer in der Nähe?«

Der Händler schaute ins Leere. Seine Gesichtshaut hatte einen Schauer bekommen. Die Lippen waren sehr blaß geworden und schimmerten bläulich. »Ja, ja… sie sind noch da. Sie umschwirren mich. Es ist wie ein Versprechen, mich zu töten. Ich glaube nicht, daß wir hier wegkommen. Sie sind beide vor mir.«

»Wo denn?«

Er hob die Schultern. »Hinter der Bar vielleicht…?«

Ich sah nichts, nur den Keeper, der sich wieder den Gläsern zugewandt hatte und sie aus der Spülmaschine holte. Mit einem weichen Tuch trocknete er sie ab.

»Nehmen die beiden Kontakt mit Ihnen auf?« wollte ich wissen.

»Wie meinen Sie das?«

»Nun - auf telepathischem Wege vielleicht. Hören Sie Stimmen in Ihrem Gehirn?«

Er lächelte. Zumindest zuckten seine Lippen. »Nein, nein, so ist das nicht. Keine Stimmen.«

»Nehmen Sie das?«

»Was denn?«

»Hier, nehmen Sie schon!«

Er schaute endlich nach rechts und sah das Kreuz auf meiner offenen Handfläche liegen. Obwohl es wirklich nicht gefährlich für ihn war, zuckte er davor zurück. Ich mußte ihn noch einmal nachdrücklich auffordern, dann hatte er sich überwunden und nahm den Gegenstand mit spitzen Fingern an sich.

»Okay?«

»Ja…« Er hatte den Arm angehoben. Die Hand lag jetzt auf der Theke, das Kreuz hatte seinen Platz in der offenen Handfläche gefunden. Jeder in der Nähe hätte es sehen können.

Levi schrak zusammen. Ich hörte ihn stöhnen, befürchtete Schlimmes, dann erlöste mich sein Lachen und der anschließende Kommentar. »Weg, Sinclair, sie sind weg, verschwunden, haben sich davongemacht.«

»Tatsächlich?«

»Ja, ja…« Er nickte heftig. Seine Augen leuchteten. »Dieses Kreuz ist eine Wunderwaffe, Sie können es mir glauben. Es ist einfach herrlich, ich spüre nichts mehr, verstehen Sie? Der Hauch ist verschwunden. Niemand versucht, noch mit mir Kontakt aufzunehmen.« Er atmete auf und verdrehte die Augen. »Einmalig, Sie haben es schon wieder einmal geschafft, Mr. Sinclair. Danke.«

Ich lächelte in mich hinein. Es war gut, daß er seinen Mut zurückgefunden hatte. Den würde er brauchen, denn die beiden Wesen gaben nicht auf. Ich grübelte noch immer darüber nach, woher sie wohl gekommen waren. Sie verstanden es, Grenzen zu überwinden. Ob die sichtbare oder unsichtbare Welt, sie fühlten sich überall wohl. Ihnen war eine gewaltige Macht mit auf den Weg gegeben worden, und ich glaubte fest daran, daß sie die Macht noch ausbauen konnten, waren sie erst einmal in den Besitz des Sessels gelangt.

Genau er bereitete mir noch immer große Probleme. Ich hatte darauf gebaut, in Amos Levi eine Spur gefunden zu haben, doch dieser Traum hatte sich nicht erfüllt. Er war in die Hose gegangen, denn Levi wußte nicht einmal, von wem er die Ware gekauft hatte.

Er gab mir das Kreuz zurück und legte es auf den blank polierten Tresen. »Hier, es gehört Ihnen.«

»Danke.«

Tief holte er Luft. Gedanklich beschäftigte er sich mit seinem eigenen Schutz. »Haben Sie daran gedacht, mich in einer Zelle unterzubringen, Mr. Sinclair?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Da habe ich noch nie gesessen.«

»Sie werden nichts vermissen.«
»Ach, ich bin bescheiden.« Er räusperte sich, schaute an mir vorbei und sagte: »Da winkt Ihnen jemand zu, ein Asiat, glaube ich.«
»Das ist Suko.«
»Wie bitte?«
Ich rutschte vom Hocker und hob den Arm, damit Suko das Zeichen sah. »Wir sind eben international, Mr. Levi.«
»Das merke ich.«
Suko erreichte uns mit schnellen Schritten. Er war froh, uns gesund zu sehen. »Alles klar? Früher konnte ich nicht kommen. Der Verkehr war schlimm.«
»Wir haben uns die Wartezeit schon vertrieben.« Ich stellte meinen Schützling vor, und Suko reichte ihm die Hand.
»Auf Sie hat man es also abgesehen.«
»Ja, leider.«
Der Inspektor wandte sich an mich. »Gibt es sonst etwas Neues?«
»Das kann man sagen.« Ich berichtete ihm von unserem Erlebnis im Fahrstuhl, und Suko blies die Wangen auf. »Das war dann verflucht knapp.« Er schaute sich um, als könnte er die beiden Wesen sehen, sie aber taten uns den Gefallen nicht.
Ich nickte. »Leider mußt du damit ebenfalls rechnen.«
Er schaute zu Boden. »Gefällt mir nicht.«
»Kann ich mir denken.«
»Andere Frage, John. Wie soll es weitergehen?«
»Das möchte ich noch mit dir besprechen.« Während Levi dem Keeper winkte, um zu zahlen, sprach Suko mit mir. »Wir haben jetzt zwei Fahrzeuge. Wer fährt mit wem?«
»Laß du dich vorläufig auf nichts ein. Wir werden nur ein Fahrzeug nehmen.«
»Den BMW?«
»Daran hatte ich gedacht.«
Suko war einverstanden. »Ist auch besser, wenn der alte Rover hier herumsteht.«
»Beleidige ihn nicht. Dein Wagen ist auch nicht mehr neu!«
»Aber gepflegt.«
Ich grinste, denn ich wußte ja, wie stark Suko an seinem Auto hing, das er bei einem Preisausschreiben gewonnen hatte. Ich warf Amos Levi einen fragenden Blick zu. »Können wir?«
»Meinetwegen.«
»Und danke für die Getränke.«
»Hören Sie auf, Mr. Sinclair. Wofür müßte ich mich dann erst bedanken, zum Teufel?«
Suko wartete einige Schritte entfernt auf uns. Er wirkte wie ein Leibwächter, der sich umschaute, weil er sehen wollte, ob sich eine

Gefahr näherte.

In der Hotelhalle tat sich nichts. Gäste kamen, gingen, empfingen Besucher. Es herrschte normaler Betrieb, keine Hektik, nichts. Das Hotel zeigte uns sein Tagesgeschäft.

»Du hast den Rover in der Tiefgarage abgestellt?«

»Sicher.«

»Da habe ich für meinen auch einen Platz gefunden. Sie ist ziemlich groß und düster, finde ich.«

Ich blieb stehen und schaute Suko an. »Warum sagst du das gerade jetzt?«

»Nur so,…«

Das glaubte ich ihm nicht. Wahrscheinlich rechnete er immer mit einer Überraschung durch die andere Seite, und da lief er bei mir offene Türen ein.

Levi zögerte, als wir vor der Lifttür stehenblieben. »Sollen wir nicht lieber durch das Treppenhaus gehen?«

Ich lächelte. »Okay, wenn es Ihnen gefällt.«

Ihm fiel ein Stein vom Herzen. Er sprach davon, daß er sonst nicht so furchtsam wäre, während wir ihn in die Mitte genommen hatten. Suko ging vor, ich bildete den Schluß.

»Das können Sie doch verstehen, Mr. Sinclair?«

»Und ob, Mr. Levi.«

Suko hatte vor einer weißgrau gestrichenen Stahltür gestoppt und zog sie langsam auf. Sie bewegte sich leise knarrend, als wäre er dabei, das Tor in eine grauenhafte Welt aufzuziehen.

Wir schauten in den großen Komplex des zweiten Parkdecks hinein. Leider konnten wir ihn nicht ganz überblicken, der Winkel war noch zu schlecht, aber Suko hatte sich nicht geirrt. Hier unten war es tatsächlich ziemlich düster. Das fahle Licht konnte beim besten Willen nur als Notbeleuchtung angesehen werden.

Die Wagen standen in Reihen nebeneinander. Es war nicht still. Wir hörten das Zuschlagen von Autotüren, auch die Fahrgeräusche der ein- und ausfahrenden Autos, einmal sogar ein kurzes, schrill klingendes Hupen.

Von unseren beiden ›Freunden‹ sahen wir nichts. Ich hatte mich nach vorn geschoben und kam mir wie ein Wünschelrutengänger vor, denn in der Hand hielt ich mein Kreuz. Ich wollte erkunden, ob sich irgendwelche Magien in unserer Nähe befanden, doch mein Kreuz erwärmte sich nicht. Die Luft war rein.

»Können wir?«

Ich drehte mich um und nickte Suko zu. »Ja, es scheint alles okay zu sein.«

Mein Freund nickte und lächelte gleichzeitig. Der neben ihm stehende Amos Levi fühlte sich unbehaglich. Seinem Gesicht war

anzusehen, daß die Furcht wieder zurückgekehrt war. Er schaute in alle Richtungen, ohne allerdings eine Bestätigung für sein ungutes Gefühl zu erhalten.

»Hattest du nicht etwas von irgendwelchen Waffen gesagt?« erkundigte sich Suko.

»Zumindest von einer Waffe.«

»Ein großes Henkersbeil«, flüsterte Levi. »Es ist höher als ein Mensch, mit einer mörderischen Klinge.« Bei dem Gedanken daran bekam er eine Gänsehaut.

»Die ist auch unsichtbar, nicht?«

»Sicher«, sagte ich.

Suko dachte nach. »Gefällt mir nicht«, meinte er dann. »Wenn sie unsichtbar ist, könnte sie blitzschnell aus dem Nichts hervortauchen und uns angreifen.«

»Sagen Sie das nicht!« flüsterte Levi. »Das habe ich die ganze Zeit befürchtet, aber nicht darüber gesprochen. Es ist grauenhaft. Ich drehe da noch durch.«

»Abwarten.« Ich faßte seinen Arm in Höhe des Ellbogens an und schob ihn vorwärts. Der Boden war glatt. An manchen Stellen glänzte er, als hätte jemand Teer über ihn gestrichen. Dabei waren es nur die Rückstände der Reifen, die bei zu starkem Bremsen auftraten. Die Lampen klebten unter der Decke. Sie waren durch Gitter gesichert. An manchen langen Querträgern waren auch Lichtröhren angebracht, in deren Schein die Nummern der einzelnen Parktaschen zu sehen waren.

Aus der oberen Etage klangen Geräusche an unsere Ohren. Zwei Wagen fuhren dort ab.

Tiefgaragen sind normalerweise keine Plätze des Grauens für mich, aber ich hatte auch mit ihnen meine Erfahrungen sammeln können und schlimme Dinge dort erlebt. Deshalb betrat ich sie immer mit einer besonderen Spannung, die sich in diesem Fall noch verdichtet hatte.

»Da war auch noch der Sarg!« Levis Bemerkung zerriß unser Schweigen. Suko drehte sich um.

»Was für ein Sarg?«

»Er stand in meinem Zimmer.«

»Hast du ihn auch gesehen, John?«

»Nein.«

»Aber er war da!« zischte Levi. »Ich weiß auch, daß er für Mr. Sinclair gedacht war. Seine Leiche sollte darin versteckt werden. Sie… sie haben es mir gesagt.«

Ich verzog die Lippen. »Wahrscheinlich haben unsere Freunde von ihren Plänen Abstand genommen. So ein Sarg ist doch etwas unbequem, wenn man ihn transportieren will.«

»Sie haben Humor, Sinclair.«

»Sonst könnten wir uns aufhängen«, meinte Suko, der die Führung übernommen hatte.

»Wo steht denn deine Rakete?« fragte ich ihn.

Er hob den rechten Arm und ließ ihn wieder Fallen. Der Zeigefinger deutete nach vorn und schräg über einige Wagendächer hinweg. »Natürlich ganz hinten. Ich bin wohl der letzte gewesen, der da reingefahren ist. Kann man nichts machen.«

»Okay, bringen wir es hinter uns.«

Es war komisch, aber die normalen Geräusche, die wir bei unserem Eintritt gehört hatten, waren verstummt. Kein Auto startete, keines fuhr in die Tiefgarage hinein, die Stille lastete über dem Komplex wie eine dicke Bleidecke.

Das war ungewöhnlich.

Bahnte sich da etwas an?

Auch Levi war von dieser seltsamen Ruhe beeindruckt. »Ich finde sie ungewöhnlich«, flüsterte er.

»Verdammt noch mal, da kann einiges nicht stimmen. Das ist nicht normal.« Er schüttelte sich und legte für einen Moment beide Hände vor seine Augen. »Ich spüre auch einen Druck im Kopf. Als hätte sich die Luft verändert.« Seine Augen leuchteten matt, als er uns anschaute. »Hier hat sich etwas verdichtet. Die andere Seite schläft bestimmt nicht.«

Er schaute mich dabei so bittend an, daß ich mich gezwungen sah, eine Antwort zu geben. »Ein Moment der Ruhe, mehr nicht«, so versuchte ich, den Mann zu beruhigen.

Das wollte er mir nicht abnehmen. Er hatte schon den Mund geöffnet, um etwas zu sagen, aber die Worte verschluckte er, denn gemeinsam hatte uns das Geräusch irritiert.

Ein ungewöhnliches Kratzen oder Schaben, das einen unterschiedlichen Klang aussandte.

Mal dunkler, mal heller…

Wir standen da und lauschten. Ich spürte den Druck der Finger wie eine Klammer an meinem Handgelenk. Levi hatte mich angefaßt. Er war kleiner als ich, schaute hoch in mein Gesicht, seines wirkte in der Düsternis ungewöhnlich schwammig. »Wissen Sie, was das ist, Mr. Sinclair? Dieses… dieses Geräusch?«

»Nein.«

»Sie, Inspektor?«

»Sorry. Das kann ich mir nicht erklären.«

»Aber ich«, hauchte Levi, »ich kann es. Wissen Sie, das habe ich schon mal gehört, glaube ich, denn so hört es sich an, wenn Metall über Betonboden kratzt. Für mich ist es das Metall der Klinge. Der Mann mit dem Beil ist hier…«

***

Der Mann mit dem Beil!

Levi konnte sich geirrt haben, er konnte aber auch recht behalten, und ich merkte, wie mir die kalte Haut über den Rücken floß. Diese Vorstellung machte mich keinesfalls glücklich. Besonders deshalb nicht, weil dieses Wesen keine Grenzen kannte und urplötzlich aus dem Unsichtbaren zuschlug. Die mächtige Klinge konnte auf einmal auftauchen und einem von uns den Kopf vom Hals schlagen.

Wir hatten bereits einen guten Teil des Weges hinter uns gelassen, aber noch immer lag die Tiefgarage wie ein großes unbekanntes Feld vor uns, bepflanzt mit den abgestellten Fahrzeugen, die einen Teil der Sicht nahmen und wie starre Ungeheuer wirkten.

Die herrschende Düsternis tat ein übriges, um diese Atmosphäre noch zu verdichten, und ich merkte ebenfalls, daß ich längst nicht so cool war wie sonst.

Es braute sich etwas zusammen…

Das Geräusch war verstummt. Wir lauschten trotzdem noch, hörten es leider nicht wieder.

»Sie sind da!« flüsterte Levi. »Sie sind da, ich spüre es genau. Da ist etwas, das nicht hierhergehört. Die Angst, verstehen Sie? Es bringt die Angst zurück…«

Wir glaubten ihm, doch es war keine sichtbare Angst. Sie rollte eher wie ein unsichtbarer Teppich auf uns zu, der jede Faser unseres Körpers einlullte. Ich spürte, wie Levi anfing zu zittern. Er lachte leise, ärgerte sich über sich selbst. Erst als ich ihm wie ein Guru die Hand auf die Schulter legte, wurde er wieder ruhiger. »Sorry, Mr. Sinclair, aber das hier ist schon hart.«

»Wir packen es.« Hundertprozentig sicher war ich mir nicht. Zwar hatte ich das Kreuz jetzt offen vor meine Brust gehängt, und es würde auch einen direkten Angriff abwehren können, aber wohl keinen, der aus einer gewissen Entfernung geführt wurde. Da dachte ich zum Beispiel an das Schleudern der Henkerwaffe. Wenn sie aus dem Unsichtbaren geworfen wurde und sich plötzlich und sehr dicht vor uns materialisierte, sah ich böse aus. Das konnte dann fatal enden.

»Wir sollten weitergehen«, schlug ich vor.

Dazu kam es vorläufig nicht. Als wir den Knall hörten, drehten wir uns gemeinsam um. Suko und ich spritzten zu verschiedenen Seiten weg. Wir zogen auch gleichzeitig unsere Waffen - und konnten sie wieder wegstecken, denn ein Mann hatte die Tiefgarage betreten. Ein Hotelgast vielleicht. Jedenfalls hatte er nichts mit den Wesen zu tun, die für uns so ungemein wichtig waren. Und eine Axt trug er auch nicht bei sich, sondern nur eine normale Aktentasche. Er hatte einen Mantel über den Arm gehängt. Der graublaue Anzug deutete auf den Beruf hin. Banker oder etwas in dieser Richtung, jedenfalls ein

Geschäftsmann.
Er mußte uns passieren, um zu seinem Wagen zu können. Verwundert schaute er uns an. Daß drei Männer einfach in der Garage herumstanden, erschien ihm schon etwas suspekt. Er verlangsamte seinen Schritt, blieb für einen Moment stehen und schlug dann einen Bogen, als er weiterging. Zu nahe wollte er nicht an uns herankommen.
»Dem haben wir richtig Furcht eingejagt«, sagte Suko.
»Kannst du laut sagen.« Wir schauten ihm nach, wie er zu seinem Wagen ging. Es war ungefähr die Richtung, an die auch wir uns halten mußten, und der Mann bewegte sich mit hektischen Schritten.
Wir hörten das Echo seiner Tritte, die Absätze hämmerten förmlich auf den kahlen Boden, als wollten sie einen besonderen Rhythmus schlagen.
Wir gingen nicht weiter. Keiner von uns konnte den Grund nennen. Wir fühlten, daß etwas in der Luft lag, daß etwas passieren mußte oder würde. Ich ließ meinen Blick an den Lampen und Lichtleisten entlanggleiten. Wie im Fahrstuhl rechnete ich mit einem Flackern, dann der Dunkelheit, die schließlich das Grauen brachte.
Hier passierte es nicht. Dafür etwas anderes.
Ein Schrei!
Nein, schon ein Brüllen. Abgegeben von einer Männerstimme und aus der Richtung kommend, in die der letzte Besucher der Tiefgarage gegangen war. Das Gebrüll mußte etwas mit ihm zu tun haben. Natürlich dachten wir sofort an die furchtbare Brut, und da mischten sich in das Schreien hinein die harten, donnernden Schläge, das Krachen, das Reißen von Metall, Splittern von Glas und ein hartes Lachen.
Wir schauten hin.
Den Mann konnten wir nicht sehen, aber wir erkannten einen schattenhaften Gegenstand in der Luft, der sich immer wieder auf- und abbewegte, um auf das Ziel einzuhacken.
Es war das Beil!
Jeder von uns wußte auch, welches Ziel es sich ausgesucht hatte. Zum Glück noch keinen Menschen, es war dabei, ein Auto zu zertrümmern, als wollten die Kräfte aus der Vergangenheit der Technik zeigen, wie wenig sie doch in der Lage war, anzurichten.
Ich startete gemeinsam mit Suko. Nur liefen wir von verschiedenen Seiten aus auf den Schauplatz des Geschehens zu. Dabei sahen wir immer wieder den hochschnellenden Schatten, der, wenn er einen bestimmten Punkt erreicht hatte, wieder nach unten rammte und in die Trümmer hineindrosch.
Der machte den Wagen platt, wenn es so weiterging.
Ich nahm keine Rücksicht, als ich durch die Lücken zwischen den

Fahrzeugen huschte. Mehr als einmal rammte ich gegen einen Seitenspiegel und bog ihn in eine andere Stellung. Dann endlich hatte ich einen breiteren Gang erreicht. Vor mir standen die Fahrzeuge in Reih und Glied. Scheinwerfer glotzten mich an wie erloschene Totenaugen.

Noch einmal schnellte das Beil hoch.

Ich hörte das Krachen und sah einen für mich nicht identifizierbaren Gegenstand in die Höhe fliegen, bevor er wieder in die Tiefe trudelte und zu Boden schepperte.

Dann sah ich die Axt nicht mehr.

Sekunden später hatte ich den Ort des Geschehens erreicht. Zuerst fiel mir der Mann auf. Er stand zwei Schritte entfernt. Den Mantel und die Aktentasche hatte er verloren. Beide Stücke lagen neben ihm auf dem schmutzigen Boden. Die Hände hatte der Mann gegen seine Wangen gepreßt. Er atmete keuchend und starrte auf das, was von seinem Fahrzeug zurückgeblieben war. Ich konnte die Marke kaum erkennen, es mußte wohl ein Ford gewesen sein, von dem aber waren jetzt nur mehr Trümmer übrig.

Das schwere Beil hatte keine Stelle ausgelassen. Die Klinge hatte in den Kofferraum ebenso hineingehackt wie in die Kühlerhaube und hatte auch das Dach zertrümmert. Da war Blech plötzlich zu Papier geworden, das Glas hatte ebenfalls nicht gehalten, es umlag das Fahrzeug als glitzernder Splitterteppich, und viele Stücke waren auch unter die abgestellten Autos gerutscht.

Als ich auf den Mann zuging, knirschte es unter meinen Füßen. Mittlerweile waren auch Suko und Levi eingetroffen. Staunend stand der Händler: vor den Trümmern. Allmählich nur duckte er sich zusammen und drückte seinen Kopf nach unten, als erwartete er jeden Augenblick die Klinge aus dem Unsichtbaren.

Suko stand nicht so ruhig. Er schaute sich ständig um. Diesmal hatte er sogar seine Dämonenpeitsche gezogen und steckte sie jetzt als schlagbereite Waffe zurück in den Gürtel.

Was immer uns die andere Seite hatte beweisen wollen, es war ihr ausgezeichnet gelungen.

Ich näherte mich dem einzigen Zeugen. Er wollte wegrennen, weil er auch vor mir Angst bekam.

Ich hielt ihn fest. Er duckte sich und schrie laut, trampelte noch mit den Füßen. Ich zerrte ihn hoch, schleuderte ihn herum und wuchtete ihn mit dem Rücken gegen eine Seite der kantigen Stützsäulen.

Plötzlich verstummte er. Sein Gesicht schwebte dich vor mir. Es sah aus wie ein dunkles Gemälde, über das Wasser gelaufen war und sich in seinen Falten festgesetzt hatte.

»Hören Sie, Mister, Sie sind in Sicherheit, es wird Ihnen nichts passieren. Ich bin von Scotland Yard.« Ich wußte nicht, ob er mich

überhaupt verstanden hatte, es war mir auch egal. Für mich zählte nur, daß er sich wieder fing und mir berichtete, was passiert war.

Ich stellte meine Fragen und gab mir dabei wirklich Mühe, ruhig und sachlich zu bleiben, doch es gab einige Schwierigkeiten. Die Antworten bekam ich nur stockend, so daß ich mir einiges zusammenreimen mußte. Jedenfalls kamen wir kaum weiter. Der Zeuge hatte zwar etwas gesehen, leider nicht genug.

Das mächtige Beil war von einem Moment zum anderen erschienen. Es war wirklich wie aus dem Nichts gekommen, und der Mann hatte mit seinem Tod gerechnet. Er war zurückgesprungen und hatte mit angesehen, wie sein Wagen zertrümmert wurde.

»Ohne Hände!« keuchte er plötzlich. »Ich… ich habe nicht einmal Hände gesehen…«

»… die das Beil gehalten haben?«

Er nickte heftig.

»Können Sie sich an die Waffe erinnern?«

Er hob die Schultern und zitterte. Zum Glück lehnte er noch an der Stützsäule. »Sie war lang, so verflucht lang, und die Klinge war groß und breit. Die Lanze hat sogar vorn eine Spitze gehabt, als wäre sie ein altes Bajonett gewesen.«

»Weiter!«

»Ich weiß nicht. Ich will weg!«

»Gut, das können Sie auch.«

»Die Polizei muß kommen.«

»Wir sind von der Polizei!«

Er schaute mich an wie jemand, der mir kein Wort glaubte. Ich bückte mich und hob seine Sachen auf. »Gehen Sie am besten und schweigen Sie bitte zunächst über das, was Sie hier erlebt haben. Es ist für uns alle am besten, Mister.« Ich drückte ihm die Tasche in die Hand und legte den Mantel über seine Schulter. Er bekam es kaum mit, weil er nur auf seinen zerstörten Wagen schaute. Dann weinte er. Er weinte tatsächlich um sein verdammtes Auto. Mir wollte das nicht in den Sinn. Dieser Mann hätte vor Freude weinen müssen, weil er mit dem Leben davongekommen war, aber nicht über ein Auto!

Schließlich ging er weg. Noch immer weinend und nach vorn gebeugt. Als wir ihn nicht mehr sahen, sprach Suko mich an. »John, kannst du mir mal zuhören?«

»Natürlich.«

»Ich weiß nicht, wie du denkst, aber ich habe den Eindruck, als wollten es unsere Freunde darauf ankommen lassen. Wir werden es wohl schwer haben, hier herauszukommen, denke ich. Sie wollen es nicht haben. Die Garage wird zum Grab werden, wenn es nach ihnen geht.«

»Das denke ich auch.«

»Gut, was tun wir dagegen?«

Ich gab die Antwort noch nicht, denn das Knirschen der Glassplitter zeigte mir an, daß sich jemand näherte. Es war Amos Levi, der sich heranschob, immer wieder über seine Mähne strich und sie so nach hinten drückte. Auch er war völlig fertig, hatte aber auch nachgedacht und war zu dem Entschluß gekommen, daß uns die andere Seite hier in der Tiefgarage töten wollte.

Als er unser Nicken sah, rang er die Hände. »Wie kommen wir dann hier heraus? Ist Ihnen da schon etwas eingefallen?«

»Auf keinen Fall mit dem Auto«, sagte Suko.

»Warum nicht?«

Mein Freund lächelte wissend. »Sobald wir im Wagen sitzen, wird das gleiche geschehen wie hier. Da wird dieses verdammte Henkersbeil erscheinen und auf die Karosserie hämmern und sie zertrümmern. Ich glaube kaum, daß uns so etwas gefallen wird.«

»Meinen Sie das auch, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

Amos Levi lehnte sich gegen die Säule. Jetzt sah er aus wie der Zeuge. »Ich weiß nicht, was ich getan habe, daß ich diesen Horror erleben muß. Ich weiß es nicht.« Er hob den Kopf. »Sie sind die Experten. Sie sollen mich schützen. Dann tun Sie es auch, verdammt!« Er deutete auf die Trümmer.

»Damit so etwas nicht passiert. Auch meine Nerven sind nicht für alle Zeiten strapazierbar, verstehen Sie?«

Suko hob die Schultern. Ich ging zu Levi. »Natürlich verstehen wir Sie. Denken Sie bitte nach. Versuchen Sie es. Bisher haben wir noch Glück gehabt…«

»Glück?« Er lachte mich bellend an. »Ja, zum Teufel, wir haben Glück gehabt, großes Glück, sogar. Aber es hält nicht ewig an, wenn Sie verstehen. Irgendwann reißt die Strähne, dann ist es beendet. Dann können wir nur mehr Fetzen von diesem Glück sehen, und wir liegen hier auf dem Boden. Tot, zerhackt…«

»Soweit ist es noch nicht.«

Er ließ den Atem zischend ausströmen und blickte gegen die Decke. »Ich habe Angst, Sinclair, so eine hündische Angst. Was wir hier erlebt haben und womöglich noch erleben werden, das paßt einfach nicht in unsere Welt.«

»Stimmt.«

»Dann merzen Sie es aus!« schrie er. Er war völlig aufgelöst. Die Augen hinter der Brille bildeten starre Kugeln. Sein Blick zeigte im nächsten Augenblick so etwas wie Resignation, und bei den nächsten Worten wurde die Stimme so leise, daß sie beinahe versickerte. »Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, aber mir sind die Nerven durchgegangen. Der verfluchte Streß, verstehen Sie?«

»Niemand nimmt Ihnen etwas krumm, Mr. Levi.«

»Danke«, sagte er, »danke.« Er löste sich von der Säule und ließ seinen Blick so gut wie möglich durch die Garage schweifen. »Wie geht es jetzt weiter? Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß wir es nicht wagen können, mit einem Fahrzeug zu fahren.«

»Das stimmt.«

»Zu Fuß?«

»Das müssen wir versuchen«, sagte Suko, der an uns herangetreten war. »Ich habe auch schon eine Idee. Wir werden die Auffahrt nehmen, die nur für Fahrzeuge vorgesehen ist. Dort stehen auch die Kassenautomaten. Wir müssen so oder so dort vorbei.«

»Was auch die anderen wissen«, sagte ich.

»Ja. Da können wir sie dann erwarten.«

»Himmel, Sie sagen das so einfach«, flüsterte Levi. »Haben Sie denn keine Furcht vor dem Grauen?«

»Sicher.«

»Sie behalten das Gefühl versteckt?«

»Auch.«

Er hob die Schultern. »Ich nicht«, flüsterte er und ging einige Schritte zurück. Dabei bewegte er sich schon auf den Ausgang zu. Er passierte den zerstörten Wagen und blieb auf der Fahrstrecke stehen.

Erstand dabei in einem Schalltunnel, was ihm Sekunden später auffiel, als er das laute Rasseln hörte und damit nichts anfangen konnte. Deshalb drehte er sich uns zu. Sein Gesicht sah aus wie eine große Frage. »Was ist das?«

Suko lief zu ihm. Er hörte es deutlich, bevor er sich umdrehte und seinen Kommentar abgab. »Das Gitter, John. Irgend jemand hat das Gitter der Aus- und Einfahrt runtergelassen. Wir sind gewissermaßen eingesperrt.«

Ich wußte es. »Nicht irgend jemand, Suko, sondern unsere beiden Freunde. Ich denke, daß sie es jetzt wissen wollen.«

»Alles klar.«

Nicht für Levi. »Und wir?« keuchte er. »Verdammt noch mal, was machen wir denn?«

»Wir suchen uns einen anderen Weg, vorausgesetzt, es gibt ihn.«

»Bleib du bei Mr.. Levi«, sagte Suko, »ich schaue mal am Fahrstuhl nach.« Er verschwand schnell, und ich stellte mich neben den Händler aus New York.

Amos Levi erging sich in Selbstvorwürfen. Immer wieder sprach er davon, daß er alles falsch angefangen hatte. Er verfluchte den Sessel, und er verfluchte auch den Mann, dem er das makabre Möbelstück abgekauft hatte.

»Wenn ich seinen Namen hätte, ginge es mir besser«, sagte ich ihm.

Er schüttelte den Kopf. »Was würde uns das schon bringen? Wir

sitzen hier in der Falle, und hier spielt die Musik. Die Garage ist für uns zu einem großen Gefängnis geworden.«

Da stimmte ich ihm zu.

»Es gibt keine Chance, hier wegzukommen. Die haben alles perfekt geplant, die sind uns über.«

Suko kehrte zurück. Seinem Gesicht sah ich an, daß er keinen Erfolg gehabt hatte. »Alles verschlossen«, flüsterte er. »Wie von Geisterhand.« Er hob die Augenbrauen. »Ich kann mir nicht helfen, John, allmählich habe ich das Gefühl, daß diese Brut verdammt mächtig ist. Da muß Baphomet mitgeholfen haben.«

»Das denke ich.«

»Wer, zum Teufel, ist das schon wieder?« rief Levi.

»Ein Wesen, das Sie nicht kennenlernen sollten«, antwortete Suko, bevor er sich an mich wandte.

»Packen wir's?«

»Zumindest könnten wir es versuchen.«

In diesem Augenblick flackerte das Licht. Der Komplex sah aus, als würde er von zahlreichen Blitzen durchzuckt. Mal hell, mal dunkler, und das Dunkle blieb.

Es wurde finster!

Für unsere Feinde ideal, doch wir hatten damit die erste Runde verloren…

***

Wir standen zusammen und bewegten uns nicht. Amos Levi hatte sich zwischen mich und Suko gedrängt wie ein besonders ängstliches Schaf, das in der Herde Schutz suchen will. Nur sein lautes Atmen war zu hören. Manchmal redete er Worte in hebräischer Sprache.

Ich atmete tief ein und ekelte mich vor der verbrauchten, stinkenden Luft. Sie kam mir vor wie Teerdunst, und die Stille drückte auf unsere Körper hinab. Sie umflorte uns wie dünner Schleim.

Die Luft in den Tiefgaragen ist nie gut, in dieser allerdings kam sie mir besonders schlecht vor.

Wir standen in der tiefen Finsternis zusammen, was nicht ganz stimmte, denn nach einiger Zeit hatten sich unsere Augen an die neue Umgebung gewöhnt, und wir konnten die Umrisse wieder besser erkennen. Es war auszumachen, wo die Wagen standen, und wir sahen auch die leeren Streifen der Wege oder schmalen Fahrbahnen, die wie hellere Arme in die Dunkelheit hineindrangen.

Etwas Fremdes entdeckten wir nicht. Die Umgebung blieb ruhig. Über uns lag die hellere Decke.

Sie kam mir auf einmal niedrig vor, als wäre sie auf dem Weg nach unten gestoppt worden.

»Wie machen wir es?« fragte Suko. Er gab sich selbst die Antwort.

»Ich wäre dafür, daß wir trotzdem zur Ausfahrt hin laufen. Dort steht uns mehr Platz zur Verfügung, wenn es denn zur Auseinandersetzung kommt.«

»Einverstanden.«

Levi sagte nichts. Er hob die Schultern. Es war ein Zeichen, daß er sich fügte. Mir bereitete er Sorgen. Dieser Mann hatte viel erlebt, und ich hoffte, daß er durchhalten würde, denn was da auf ihn zukam, das stellte alles andere in den Schatten. Die beiden Unbekannten hatten uns bewiesen, wie ernst sie es meinten.

Noch immer drehten sich meine Gedanken allein um sie. Ich fragte mich, wo sie herkamen. Sie mußten sehr mächtig sein. Wesen, die möglicherweise schon vor langer Zeit gestorben waren, aber nicht ihre Ruhe hatten finden können.

Und sie standen auf der anderen Seite. Wie auch die vier Toten, die in Spanien über mich Gericht gehalten hatten, denen ich zum Glück entkommen war.

Auch sie hatten zu diesem Kreis gehört, waren aber nicht in der Lage gewesen, die Ebenen zu wechseln, und aus dem Unsichtbaren hervor anzugreifen.

Es passierte, als wir einen Teil der Strecke hinter uns gelassen hatten. Wir hatten uns auf den Mittelgang verlassen, denn nur er würde uns direkt zum Ziel führen.

Das Kreischen war ohrenbetäubend.

Urplötzlich war es zu hören gewesen. Es erfüllte den gesamten Komplex der Tiefgarage, und ich überlegte, ob es nun menschlich war oder nicht. Ich hatte auf einmal den Eindruck, als wäre der Komplex der Tiefgarage von den kreischenden Stimmen unzähliger Vögel erfüllt, die sich uns allerdings nicht zeigten.

Wir waren stehengeblieben und schauten unwillkürlich hoch. Levi und Suko mußten den gleichen Eindruck gehabt haben, aber unter der Decke blieb es leer.

Der ohrenbetäubende und kreischende Lärm gellte in unseren Ohren, als wollte er die Trommelfelle zerreißen. Amos Levi konnte es nicht mehr aushalten. Er drückte sich in die Hocke und preßte beide Hände gegen die Ohren.

Eine Unterhaltung zwischen Suko und mir war wegen des Lärms nicht mehr möglich, und noch immer war nichts zu sehen. Diese Zeit empfand ich als unheimlich und furchtbar. Wir wußten, daß jemand da war, aber wir konnten ihn nicht entdecken.

Das Schreien blieb nicht gleich. Es schwoll weiter und weiter an, drang hinein in die höheren Frequenzen und verwandelte sich dabei in ein unbeschreibliches Kreischen.

Ich hielt mir als erster die Ohren zu. Die Schreie waren in meinen Kopf gedrungen, sie hatten mir Schmerzen bereitet, die wie Stiche

meinen Schädel durchdrangen. Ich hatte Mühe, noch normal zu denken, denn das Geräusch glich immer mehr einer Folter.

Ich konnte nicht mehr auf der Stelle stehenbleiben und bewegte mich taumelnd zur Seite, bis ich mit dem Rücken gegen die Seite eines abgestellten Lieferwagens stieß und dort den Halt fand.

Der Lärm tobte noch immer.

Ein Inferno, das über die Dächer der abgestellten Fahrzeuge hinwegtoste, als sollte ausgerechnet hier das Jüngste Gericht für uns eingeläutet werden.

Auch Suko hatte längst seine Ohren geschützt. Er stand noch am selben Fleck und preßte seine Handballen links und rechts gegen den Kopf. Sein Gesicht war ebenso verzerrt wie das meine, er litt stark, er drehte sich dann, öffnete den Mund, und ich konnte nicht hören, ob dabei ein Schrei aus seiner Kehle drang.

Wer trug die Verantwortung für diesen barbarischen Lärm?

Die Schmerzen in meinem Kopf nahmen zu. Jeder Schrei drang einzeln in mein Gehirn hinein. Ich stand kurz davor, durchzudrehen. Levi lag am Boden. Er hatte sich auf den Bauch gewälzt und seinen Kopf in den angewinkelten Armen vergraben.

Ich mußte meine Gedanken zusammenhalten. Für mich gehörten die Schreie zu einem Vorspiel, das uns mürbe machen sollte, damit wir irgendwann reif waren für den endgültigen Schlag.

Meine Beine wollten das Gewicht nicht mehr tragen. Sie gaben nach, ich knickte ein, aber ich riß mich wieder zusammen. Hinzu kam der Wagen, der mich stützte. Meinen Blick hatte ich trotz allem nach oben gerichtet, weil ich noch immer davon überzeugt war, daß dieses akustische Inferno seine Quelle dort oben hatte.

Der Schatten war da.

Er huschte direkt über die Decke hinweg. Ich zwinkerte, denn es fiel mir schwer, den Blick zu halten, aber der Schatten war keine Einbildung gewesen. Er war hinter mir erschienen, nach vorn gehuscht, bis zu einem bestimmten Ziel und hatte dort gedreht.

Jetzt kam er zurück.

Schnell, rasant und wieder dicht unter oder auf der Garagendecke, so genau konnte ich das nicht sehen.

Aber er wurde langsamer, und plötzlich wußte ich, wer da über unsere Köpfe hinweghuschte.

Ich hatte die Gestalt schon in der Badewanne gesehen. Die Partnerin des Henkers, dieses nackte Frauenwesen mit den hochgestellten Haaren, dem blau, violett und weiß schimmernden Körper und dem verzerrten Gesicht mit den großen, kalten Totenaugen.

Das Maul stand offen. Ich sah die fahlen Reißzähne blinken, ich bemerkte auch, wie der Schall dieser gräßlichen Schreie anschwoll, einen Moment später abflachte, um dann wieder in neue, schrille

Höhen zu geraten, die uns foltern und reif für den Tod machen wollten.

Es huschte jetzt in Kreisen über die Decke und brüllte weiter. Eine Hexe, eine Schattenhexe, oder was war sie? Der Henker und sie gehörten zu Baphomets böser Brut, und während sie ihre Kreise zog, war von dem Henker nichts zu sehen.

Die Schattenhexe blieb in unserem Umfeld. Den Blick hatte sie nach unten gerichtet, die Arme waren vom Körper abgespreizt, als wollte sie irgendwo Halt finden, während sie uns weiterhin mit ihren Schatten traktierte, um uns wehrlos zu machen.

Wir waren in ein Karussell des Grauens hineingeraten. Die Schreie jagten auf uns herab. Sie trafen meinen Kopf, als wollten sie ihn sprengen. Auch mein Kreuz ›reagierte‹ auf die gräßlichen Schreie.

Es lag zwar noch vor meiner Brust, nur nicht in der Ruhe, die eigentlich hätte normal sein müssen.

Mein Talisman vibrierte, und es kam mir vor, als würde er im Rhythmus der Schreie zucken.

Sie gewann.

Sie wußte genau, daß wir wehrlos waren, denn hätten wir unsere Hände von den Ohren genommen, um zu den Waffen zu greifen, wären die Schreie noch furchtbarer geworden.

Ich merkte, daß ich an Kraft verlor. Meine Beine waren wacklig wie Pudding. Noch hielt mich der Wagen, irgendwann in nächster Zeit würde es mir so wie Suko ergehen, der schon am Boden lag, die Beine angezogen hatte und diese Haltung nicht verließ.

Amos Levi hatte sich zusammengedreht. Sein Körper wirkte wie der einer übergroßen Katze, wenn sie schläft.

Über meinem Kopf wirbelte die Schattenhexe wie eine düstere Windhose.

Sie drehte dabei ihre Kreise so unwahrscheinlich schnell, daß ich keine Einzelheiten mehr erkennen konnte. Dieses Wesen war nur mehr ein einziger Schatten, aus dem die schrillen, nervenzerfetzenden Töne drangen. Wegen der kahlen Wände der Garage wurden sie durch die entstehenden Echos noch verstärkt.

Ich konnte mir vorstellen, daß irgendwann die Scheiben der Autos zerplatzten und sah es dann, kaum, daß der Gedanke in mir hochgeflammt war. In meiner unmittelbaren Nähe und ziemlich genau gegenüber zerplatzten die Scheiben und regneten als Splitter zu Boden.

Suko und Amos Levi lagen bereits am Boden und boten den Splittern nicht viel Angriffsfläche. Ich wurde erwischt, sackte zusammen, berührte den Boden und wälzte mich dort zur Seite.

Der Sturm fegte über meinen Körper hinweg. Noch immer zertrümmerten die gellenden Schreie Autofenster, der feine Glasnebel

und -regen hörte nicht auf.

Über mir toste und tobte die Hexe!

Sie war wie von Sinnen. Sie schrie, sie geiferte, wobei es mir vorkam, als hätte sie ihre eigentliche Höhe verlassen, um näher an mich heranzukommen.

Etwas wischte über meinen Rücken hinweg. Eine flüchtige Berührung nur, die mich jedoch zusammenzucken ließ. In meinem Kopf tobte ebenfalls eine Hölle. Die Schreie hatten mich beinahe an den Rand einer Bewußtlosigkeit getrieben. Ich lag noch am Boden und schmeckte den Dreck. Seltsamerweise war es diese Geschmackskombination aus Teer, Öl und Gummi, die mich auf andere Gedanken brachte. Weil ich mich vor dem Dreck ekelte, wurde ich nicht in die Bewußtlosigkeit hineingerissen.

Auf einmal war es still.

Kein Geräusch, nichts zu hören. Eine Stille, die ich nicht wahrhaben wollte, denn nach wie vor tobten in meinem Kopf noch die Schmerzen, aber es kamen keine neuen hinzu, so daß ich die anderen mehr als Phantomstiche ansah.

War es wirklich vorbei?

Ich drehte den Kopf ein wenig zur Seite. Die Hände hielt ich auch jetzt gegen die Ohren gepreßt.

Beide Ellbogen waren hart auf den Beton gestemmt, sie schmerzten bereits, doch nur sehr langsam löste ich die Handballen von den Ohren.

Ich hörte wieder.

Sogar normal…

Nur vernahm ich diesmal nichts. Die Stille war bleiern, sie lag auf mir wie eine Decke, die kein Geräusch durchließ.

Noch immer beide Ellbogen auf den Beton gestützt, ließ ich meine Hände langsam am Kopf herab in Richtung Kinn gleiten. Nur nicht zuviel bewegen, nur nicht auffallen, aber wenn ich kämpfen mußte, stand ich in der Defensive, da ich von den verfluchten Schreien noch immer sehr benommen war.

Ich zerrte die Lippen zur Seite, und als ich sie mit der Zunge anfeuchtete, glitt die Spitze über einige harte Krümel, die leider keine Zuckerkristalle waren, sondern winzige Glasscherben aus den zerstörten Scheiben der Fahrzeuge.

Ich spie aus. Speichel floß noch hinterher. Alles durfte ich tun, nur nicht dieses Glas verschlucken.

Auch Amos Levi und Suko hatte es erwischt. Ich fragte mich, was mit ihnen geschehen war. Es war ihnen natürlich ähnlich ergangen wie mir.

Beide hatten sich gegen die Schreie gestemmt, aber hatten sie es auch geschafft? Bei Suko rechnete ich damit, nicht jedoch bei Levi. Er war

angeschlagen und verfügte nicht über die körperliche und seelische Kraft wie wir.

Es war nichts zu hören.

Kein Schritt unterbrach die bedrückende Stille, auch nicht das Kratzen von Metall auf Stein oder Beton, und das wiederum sah ich als einen Vorteil an.

Ich wartete noch eine Weile ab, was mir nicht schwerfiel, denn so konnte ich die Pause für eine Erholung nutzen. Mein Herz schlug schneller als gewöhnlich. Noch immer gelang es mir nicht, normal Luft zu holen. Der Schock saß tief und der Kopf schmerzte.

Obwohl niemand mehr schrie, wußte ich, daß es damit nicht beendet war. Die beiden Schattenwesen hatten bestimmte Vorbereitungen getroffen, sie würden zurückkehren und endgültig zuschlagen. Ich lag noch immer halb auf dem Bauch und halb auf der Seite. Sehr langsam schob ich meine Hand am Körper entlang auf das Kreuz zu. Durch seine Berührung wollte ich feststellen, ob sich in meiner unmittelbaren Nähe die Magie noch konzentrierte. In der Tat hatte es sich leicht erwärmt, aber das Vibrieren war nicht mehr vorhanden.

Sehr vorsichtig wälzte ich mich herum. Leider nicht lautlos, denn durch mein Körpergewicht wurden die zahlreichen Glaskrümel zerdrückt und zu einem feinen Staub gemahlen.

Ich wußte natürlich aus der Erinnerung, wo Suko und auch Amos Levi lagen. Wie es ihnen ergangen war, interessierte mich besonders. Ich hoffte nicht, daß sie…

Nein, ich dachte nicht weiter.

Mein Blick fiel auf Sukos Gestalt. Er lag am Boden, die Beine angezogen, und er sah so aus, als würde er so bald nicht aus seiner gekrümmten Haltung hochkommen.

Auch wenn ich meine Gegner aufmerksam machte, ich rief ihn trotzdem an und zischelte seinen Namen.

Er bewegte sich nicht.

Ein erneuter Versuch brachte nichts, nur bei mir die Erkenntnis, daß er bewußtlos war.

Auch der New Yorker Antiquitätenhändler mußte mich gehört haben, nur zeigte auch er keine Reaktion.

War ich denn als einziger nicht bewußtlos geworden?

Ich richtete mich auf, stellte mich nicht hin, sondern blieb sitzen. Die Bewegung war wohl zu heftig gewesen, denn wieder tobten Schmerzen durch meinen Kopf, so stark, daß die in der Nähe stehenden Fahrzeuge vor meinen Augen verschwammen.

Es ging mir schlecht.

Ich fühlte mich fertig, ausgelaugt wie nach einem harten Kampf im Ring. Wenn sie jetzt kamen, dann…

Und sie kamen.

Zumindest einer von ihnen.

Das Geräusch kannte ich mittlerweile. Wenn die Spitze der Lanze über den Beton gezogen wurde, entstand es. Diesmal mischte sich noch das Knirschen von Glaskrümeln mit hinein, wenn die Reste von schweren Tritten zu Staub zerdrückt wurden.

Im ersten Moment war mir nicht klar, aus welcher Richtung ich die Laute hörte. Noch immer litt ich unter den Nachwirkungen des infernalischen Lärms, deshalb schaute ich vor und zurück.

Vorn lagen Suko und Levi.

Hinter mir war der Gang leer.

Da kam er.

Es war der Henker, und er ging dort wie eine Person, die sich ihrer Sache völlig sicher ist. Zum erstenmal sah ich seine gesamte Gestalt und diese noch aus einer relativen Nähe. Ich konnte ihn gut erkennen, was nicht eben zu meiner Freude beitrug.

Er war groß, beinahe schon riesig - oder kam er mir nur so vor, weil ich hockte? Und er war in Schwarz gekleidet. Der Mantel umgab ihn als düsterer Schatten, der sich nach oben hin verengte, wobei dann aus ihm hervor das bleiche Gesicht wuchs. Wie das des Urvaters aller lebenden Leichen. Die Haut schimmerte grün, doch die Blässe überwog.

Bis auf die Stirn.

Als dunkelrotes und wie eingebrannt wirkendes Mal zeichnete sich dort die Wunde ab, von der ein ebenfalls roter Streifen an der Nase entlang nach unten lief und erst dicht am linken Mundwinkel versickerte. Ich wußte nicht, woher die Narbe stammte, auch er selbst interessierte mich nicht mehr, denn ich konzentrierte mich auf die mörderische Waffe, die er mitbrachte. Er hatte den langen Stiel des Beils in der Mitte umklammert. Die Knöchel sprangen bei seinen weißen Totenklauen hervor.

Die Schneide und die Spitze befanden sich in seiner Kopfhöhe, und die geschliffene Stelle am Metall glänzte kalt.

Kalt wurde mir auch.

Das schrille Kichern aus der anderen Richtung riß mich aus meinen ersten Betrachtungen. Sofort drehte ich den Kopf. Von der anderen Seite erschien die Schattenhexe.

Jetzt berührte sie den Boden. Sie kam mir trotzdem vor wie ein großer Vogel, der damit beschäftigt war, das richtige Gehen zu üben. Sie ging sehr ungewöhnlich, nicht steif, sondern irgendwie rollend.

Sie war gefährlich. Ihre kalten, gelben Augen strahlten wie Totenlichter, ohne jedoch einen Schein zu verbreiten. Alles fing sich in ihren Augenhöhlen. Ihr Mund stand offen, die Haare bildeten eine Rundung wie das Gefieder eines Pfaus. Hände wie Krallen. Schwere, fast steinern wirkende Brüste, die bei jeder Bewegung schaukelten,

dazu die matte, violett und grün schimmernde Haut und der offene Mund mit den langen, gefährlichen Zähnen.

Wieder einmal hatte der Schrecken einen Namen bekommen: Schattenhexe und Henker.

Zwei, die sich ergänzten, aber gleichzeitig Wesen, über deren Funktion ich mir nicht im klaren war, es aber wissen wollte. Deshalb startete ich einen Versuch und hob den rechten Arm. Mehr eine Geste der Hilflosigkeit. Sie wurde seltsamerweise von beiden Wesen verstanden, denn gemeinsam stoppten sie ihre Bewegungen.

Ich atmete tief durch und suchte gleichzeitig nach Worten, wie ich sie ansprechen sollte. Dabei ging ich natürlich davon aus, daß sie auch reden konnten und sich mit mir unterhalten wollten.

»Wer seid ihr?« Ich hatte mich auf den Henker konzentriert und ihn dabei angesprochen. Meine Stimme war nicht mehr als ein rauhes Flüstern gewesen, sie hatte eine Schneise in die Stille geschlagen, und ich wartete gespannt auf die Antwort.

Sie kam auch. Nur nicht so, wie ich es mir gedacht hatte. »Wir müssen dich vernichten…«

»Warum?«

»Wir benötigen den Sessel.«

Auf das letzte Wort sprang ich an. »Wieso wollte ihr ihn zurück? Er hat euch nie gehört.«

»Doch…«

»Euch?« wunderte ich mich.

»Ja und nein. Es hat ihn gegeben, er ist entstanden, sie haben ihn geschaffen, und wir haben dabei geholfen, ihn entstehen zu lassen. Wir sind es gewesen, die…«

»Wer wir?«

»Templer!«

Ich wunderte mich immer mehr. »Du bist ein Templer? Oder ein Templer gewesen?«

»Ja.« Er nickte. »Bis ich mich verliebte und sie kennenlernte, die Hexe. Ich wußte nicht, daß es eine Hexe gewesen ist. Als ich es merkte, war es zu spät, da befand ich mich bereits in ihrem Bann. Sie hat mich von meinen Brüdern fortgerissen und einem neuen Herrn, Baphomet, zugeführt. Durch ihn erhielt ich die Weihen der Hölle, das Leben für immer. Und eine Aufgabe wurde mir gestellt. Wir sollten den Sessel holen, der für Baphomet so wichtig war. Wir haben es versucht, aber wir wurden gefangengenommen. Man folterte mich, die Spuren siehst du in meinem Gesicht. Man wußte, wem wir dienten, und man trieb mir die Spitze einer Lanze tief in den Kopf. Die Hexe wurde auf den Scheiterhaufen gestellt, man wollte sie verbrennen, doch sie verkohlte nur. Was von ihr übrig blieb, siehst du. Auch ich starb nicht, denn in mir loderte die Kraft der Hölle. Unsere Aufgabe

aber blieb bestehen. Wir wollten den Knochen-Sessel, das waren wir Baphomet schuldig. Leider schafften wir es nicht. Andere waren schneller, er verschwand, doch wir gaben nicht auf. Bis heute nicht. Jetzt ist er wieder da. Wir nahmen die Spur auf und gerieten an einen Mann im fernen Land.« Er lachte plötzlich, dann zeigte er mir seine Hand mit den vier Fingern. »Einen habe ich mir abgehackt und ihn als Beweis in sein Essen gelegt. Er sollte gewarnt werden, aber er handelte nicht, wie wir es wollten. Dafür muß er jetzt zahlen. Man hintergeht uns eben nicht. Dich aber werden wir zwingen, uns den Sessel zu geben. Danach wird man nie wieder von uns hören.«

»Verschwindet ihr?«

»Ja, in unser Reich. In die Aura der Hölle, am Rand der ewig dunklen Welten. Den Sessel werden wir mitnehmen und ihn Baphomet überreichen, denn es ist sein Thron.«

»Ich habe ihn nicht.«

»Wir wissen es!« grollte er, »doch du kannst uns zu ihm führen. Du wirst es tun. Du bist der Mann mit dem Kreuz. Es gab schon einmal einen, gegen den haben wir verloren. Das passiert uns nicht mehr wieder. Diesmal stellen wir es schlauer an.«

»Aber ich kann euch nicht führen!« rief ich. »Der Sessel ist nicht hier. Ich habe ihn woanders gelassen.«

»Wir kommen überall hin.«

»Nein, nicht zu ihm.«

»Wo ist er?«

»In Frankreich. Alet-les-Bains… kennst du es?« fragte ich mit lauernder Stimme.

»Sehr gut sogar.«

»Da wird er auch bleiben«, sagte ich.

Das schrille Kichern jagte mir einen Schauer über den Rücken. Plötzlich war der Henkersknecht uninteressant geworden. Ich drehte den Kopf und schaute dorthin, wo die Hexe stand.

Nein, sie stand nicht mehr.

Sie hockte auf der Gestalt von Amos Levi. Zusammengeduckt wie ein kleiner Teufel, der so oft auf mittelalterlichen Holzstichen zu sehen ist. Sie hatte den Rücken dabei zu einem Buckel gekrümmt.

Ich bekam Angst und fror fast ein. Keine Angst um mich, sondern um Levi, denn die Hände der Schattenhexe waren gekrümmt, die Finger gespreizt, und deren Spitzen zeigten nach unten, direkt auf den Körper des regungslosen Amerikaners.

Wenn sie nach unten rasten, würden sie wie Messer in seine Brust gleiten und tiefe Wunden hinterlassen.

Sie tat es.

Die Hände zuckten herab. Dabei schrie sie wieder, und dann trafen die Finger das Gesicht.

Ich schrie dagegen. Anderes konnte ich nicht tun, obwohl ich noch nach der Beretta griff. Halb hatte ich sie gezogen, als die Hände wieder in mein Sichtfeld gerieten.

Jetzt waren die Finger rot!

Das Blut hatte sie gezeichnet. Von den Spitzen tropfte es in die Tiefe und klatschte auf den Beton.

Ich sah rot.

Und ich sah Sterne!

Daß sich mir der Henker genähert hatte, war mir verborgen geblieben. Er jedenfalls hatte brutal zugeschlagen. In meinem Kopf funkte es auf. Ich wollte alles, nur nicht bewußtlos werden, deshalb kämpfte ich verzweifelt gegen die bleierne Schwere und Müdigkeit an.

Ich schaffte es nicht.

Mein Arm konnte das Gewicht der Waffe nicht mehr halten. Zusammen mit ihr prallte er auf den Boden, und gleichzeitig stieg ein Schatten über mich hinweg.

Es war der Henker.

Er näherte sich seinem Ziel.

Es war Suko!

***

Was ich in diesen Sekunden dachte, kriegte ich nicht mehr auf die Reihe. Jedenfalls war es schrecklich genug, denn ein Beil war in diesem Fall dazu geschaffen, um jemand zu köpfen.

Ich wollte und ich durfte nicht bewußtlos werden, und ich wurde es auch nicht. Wahrscheinlich hatte der Henker den Schlag so dosiert, daß ich zwar groggy und fertig war, aber das Grauen in seinem gesamten Ausmaß noch mitbekam.

Er stand neben Suko, hielt den Kopf gesenkt und gedreht, schaute nicht ihn an, sondern mich. Der Blick seiner kalten Augen war völlig leblos. Der Mantel verschmolz mit der Düsternis, aus weiter Ferne hörte ich Stimmen, jemand rappelte auch an dem Gitter, jetzt erst fiel mir auf, daß einige Lampen wieder brannten, die allerdings weniger Licht abgaben als die Beleuchtung zuvor.

Ich sah nur sein Gesicht, das als bleiche Maske aus dem Umhang hervorwuchs. »Wo ist der Sessel?«

Seine Worte erreichten mich zwar, nur hörte ich sie wie durch einen Filter. Auch meine Antwort klang so. »In Frankreich… habe ich weggeschafft, wollte ihn nicht.«

Der Henker hob sein Beil.

Die Schattenhexe kicherte. Wahrscheinlich wollte sie die Hinrichtung durch dieses Geräusch begleiten. Sie drehte uns den Kopf zu, gemeinsam mit ihren noch immer blutbeschmierten Fingern. Aus ihrem Maul schnellte eine dunkle, klobige Zunge hervor. Mit der

Spitze leckte sie das Blut von den Fingern.
Mich schauderte.
»Ich werde ihn köpfen!« versprach der Henker. »Ich habe schon vielen die Köpfe abgeschlagen. Ehemalige Brüder von mir sind unter dem Beil gestorben. Er wird der nächste sein.«
Verdammt, was sollte ich tun? Der Sessel befand sich nun mal im Besitz des Abbé Bloch. Ich schluckte den Speichel, ich sah keinen Ausweg. Alles drängte sich zusammen, die Spannung stieg ins Unermeßliche, und Suko lag neben der Gestalt, ohne sich zu rühren, die Beine angewinkelt und völlig eingeklemmt.
An meine Waffe kam ich nicht heran. Dafür sandte das Kreuz regelrechte Hitzewellen aus. Konnte es mich retten, wenn ich die Formel sprach? Mein Gehirn reagierte leider nicht so, wie ich es gern gewollt hätte. Es war blockiert.
»Er stirbt!« sagte der Henker und schlug zu.

***

Eine Sekunde dehnte sich plötzlich zu einer kleinen Ewigkeit. Mir war klar, daß dies nicht ging, es gibt keine kleinen Ewigkeiten, doch nehmen Sie es mir ab. In diesem schrecklichen Augenblick kam es mir so vor, und mich überfiel auch die Gewißheit, meinem Freund nicht mehr helfen zu können. Im Gegenteil, ich mußte mit ansehen, wie ihm der Kopf radikal vom Körper geschlagen wurde.
Suko konnte nur mehr ein Wunder retten.
Ein gewisses Wunder trat ein. Vielmehr sorgte er selbst für dieses Wunder, denn das Beil hatte sich bereits auf dem Weg nach unten befunden, als ein einziges Wort die Totenstille durchbrach.
»Topar!«
Suko hatte es geschrieen, der Henker erstarrte in seiner Schlagbewegung, und mein Freund reagierte…

***

Von wegen bewußtlos! Er hatte uns allen diesen Zustand nur vorgespielt und bis zum letzten Moment gewartet. Dieser starre Mensch verwandelte sich in ein geschmeidiges Raubtier, als er sich blitzschnell herumrollte und damit gegen die Beine des Henkers stieß.
Durch den Stoß verlor die starre Gestalt das Gleichgewicht. Sie kippte nach hinten. Der Schwerpunkt seiner Mordwaffe verlagerte sich ebenfalls, und er war während der Bewegung nicht mehr in der Lage, die Waffe zu halten. Sie rutschte ihm aus den Händen und krachte mit einem dröhnenden Klang auf die Motorhaube eines Autos.
Da stand Suko schon auf den Beinen.
Ich konnte nichts tun, lag ebenfalls in der Starre. In den verbleibenden Sekunden mußte mein Freund allein handeln und die Dinge wieder zurechtrücken.

Mit einer todsicheren Bewegung zog er die Dämonenpeitsche, deren Riemen noch ausgefahren waren. Er drehte sich, schwang die Peitsche, kümmerte sich nicht um den Henker, sondern konzentrierte sich einzig und allein auf die Schattenhexe.

Töten durfte er seine Gegner in dieser Zeitspanne nicht, dann hätte die Peitsche ihre Wirkung verloren, also mußte er abwarten, bis die fünf Sekunden vorbei waren.

Und die Zeit war um.

Das merkte auch die Schattenhexe. Innerhalb eines winzigen Augenblicks hatte sie überblickt, was passiert war und wo ihr eigentlicher Feind stand. Der Mann unter ihr interessierte sie nicht, sie wollte an den Chinesen heran und stieß sich ab.

Suko hatte sie bei ihrem Geschrei ebenfalls unter der Decke herhuschen sehen. Er wußte demnach, wie schnell sie war, und er mußte eben noch schneller sein.

Die drei Peitschenriemen wirbelten vor.

Die Schattenhexe, unersättlich in ihrem Haß, schaffte es nicht mehr, ihrem Sprung eine andere Richtung zu geben, sie jagte genau in die drei Riemen hinein, die nicht nur vor ihren Körper klatschten, ihn sogar umwickelten wie ein tödliches Netz.

Sie entkam ihm nicht mehr.

Die Hexe zuckte. Ihre Haare glühten plötzlich auf, als sich die Kraft der Peitsche durch ihren Körper fraß, die Stirn erreichte, den Weg dort weiterfand und in die Haare hineinglitt, die dieser Macht nichts entgegenstemmen konnten.

Sie glühten auf wie feurige Streifen, verbrannten, ohne zu flackern, bis sie zusammenfielen, wobei die Hitze noch nicht vorbei war, denn sie raste auch durch den Schädel und den Körper der Hexe.

Das Wesen verbrannte. Ihr Körper wurde zu einem Puzzle, von dem die Stücke abfielen, auf den Betonboden krachten und dort verglühten wie Lava.

Suko dachte an den Henker.

Er fuhr herum, die Peitsche weiterhin zum Schlag erhoben.

Die bleiche Gestalt im dunklen Mantel taumelte durch den Mittelgang zwischen den Autoreihen.

Das Wesen war auf der Suche nach seinem verdammten Beil, denn ohne fühlte es sich hilflos. An Suko oder John Sinclair verschwendete es keinen Blick.

Der Inspektor huschte auf seinen Gegner zu. Er erreichte ihn in dem Augenblick, als der Henker mit seinem Fuß gegen die Waffe stieß, so daß sie ein Stück vorrutschte. Er hatte sie beinahe am Ende des Griffs getroffen und ihr einen Drall gegeben.

Ein Schrei drang aus seinem Maul, als er dem Beil entgegenstürzte. Um Suko kümmerte er sich nicht, er drehte ihm sogar den Rücken zu,

und genau auf die Chance hatte der Inspektor gelauert.

Er drosch die drei Peitschenriemen mit vehementer Gewalt gegen den gekrümmten Rücken dieser unsäglichen Person. Sie mußte die Magie der Peitsche voll schlucken.

Der Treffer trieb sie zu Boden, und sie fiel über die eigene Waffe. Aufstehen konnte sie nicht mehr.

Der Henker hatte keine Kraft mehr. Er verging und sackte dabei ineinander. Unter dem Mantel knirschte es. Altes Fleisch trocknete in Sekundenschnelle aus, wurde hart und gleichzeitig porös.

Mit einer schwerfälligen Bewegung schaffte er es noch, sich auf den Rücken zu drehen.

Suko stand breitbeinig und mit schlagbereiter Peitsche über ihm. Das Bild hatte sich gewandelt.

Vorhin hatte er sich auf dem Boden befunden, nun war er der Sieger.

Der Henker schaffte es, seinen Schädel zu heben. Noch in der Bewegung brach er auseinander. Es begann dort, wo sich die Wunde an der Stirn abzeichnete. Eine stinkende gelbliche Flüssigkeit quoll hervor und rann in einem Spinnennetz-Muster über das Gesicht.

Suko setzte seinen Fuß auf das Gesicht.

Er gab Druck.

Unter ihm zerbröselte und zerknackte der Kopf. Es war vorbei.

***

Auch wenn Amos Levi schwere Wunden davongetragen hatte, er lebte noch.

Wir hatten dafür gesorgt, daß er sofort in ärztliche Behandlung kam. Gleichzeitig war die Tiefgarage abgesperrt worden. Einheiten der Metropolitan Police ließen keinen durch.

In Topform fühlte ich mich zwar noch nicht, aber die würde zurückkehren. Noch immer gellten die Schreie der Schattenhexe durch meine Erinnerungen an diesen bösen Fall.

»Eines, Suko, ist uns nicht gelungen«, sagte ich.

»Was bitte?« Er setzte sich neben mich auf den Kühler eines scheibenlosen Jaguars.

»Wir wissen noch immer nicht, wer die Person war, die den Knochen-Sessel gebildet hat.«

Er blickte mich an. »Ja, du hast recht. Und…?«

Ich hob die Schultern. »Jedenfalls will ich alles tun, um dies herauszufinden.«

»Na ja, dann steht uns ja noch was bevor«, sagte er und grinste breit.

Im Gegensatz zu mir, denn ich blieb ernst. Ob es eine Freude war, danach zu forschen, wagte ich zu bezweifeln…

***ENDE***